



Leseprobe

Simon Scarrow

Feuer und Schwert - Die Napoleon-Saga 1804 - 1809

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,99 €



Seiten: 816

Erscheinungstermin: 14. September 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

1804. Napoleon Bonaparte, Kaiser der Franzosen, trachtet danach, Europa zu unterwerfen. Nach der Niederlage in der Schlacht von Trafalgar erringt er bei Austerlitz einen glorreichen Sieg gegen die Russen und Österreicher. Er zwingt den spanischen König zur Abdankung und verhilft seinem Bruder auf den Thron. Doch ein erbitterter Feind steht ihm weiterhin im Weg. Arthur Wellesley führt die Britischen Truppen auf dem Kontinent an. Er befreit Portugal aus der französischen Herrschaft und führt das Heer in Spanien von Sieg zu Sieg. Bei jenen, die sich der napoleonischen Herrschaft nur widerwillig unterworfen haben, keimt die Hoffnung, dass der Vormarsch der Franzosen gestoppt werden kann: Freiheit liegt in der Luft ...



Autor

Simon Scarrow

Simon Scarrow wurde in Nigeria geboren und wuchs in England auf. Nach seinem Studium arbeitete er viele Jahre als Dozent für Geschichte an der Universität von Norfolk, bevor er mit dem Schreiben begann. Mittlerweile zählt er zu den wichtigsten Autoren historischer Romane. Mit seiner großen Rom-Serie und der vierbändigen Napoleon-Saga feiert Scarrow internationale Bestsellererfolge.

Besuchen Sie Simon Scarrow im Internet unter www.scarrow.co.uk

Simon Scarrow

FEUER UND SCHWERT

DIE NAPOLEON-SAGA

1804–1809

Aus dem Englischen von
Fred Kinzel

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Für Murray, Gareth und Mark
in der Hoffnung, dass wir mit Glynne mithalten können!

1

Napoleon

Paris, Dezember 1804

Als Napoleons Kutsche vor Notre-Dame hielt, brach die riesige Menschenmenge, die in der Kälte gewartet hatte, in Jubel aus, der von der mächtigen grauen Fassade widerhallte. Die Gebäude, welche früher die große Kathedrale umgeben hatten, waren abgerissen worden, um Platz für die Krönungsprozession zu schaffen, und die Bürger von Paris drängten sich in dem von den kaiserlichen Grenadieren abriegelten Bereich. Die Soldaten standen zwei Reihen tief entlang der gesamten Route, und ihre hohen Bärenfellmützen raubten den Leuten größtenteils die Sicht, sodass sie nur gelegentlich einen Blick auf die reich verzierten Kutschen und die Passagiere in ihren Festgewändern erhaschten. Zwischen den Kutschen trabten Schwadronen von Kürassieren, deren lederne Brustpanzer so sorgfältig poliert waren, dass sie ihre Umgebung verzerrt widerspiegelten. Der Kaiser, seine Gemahlin und die kaiserliche Familie, die Minister und Marschälle fuhrten in mehr als vierzig eigens für die Krönung angefertigten Kutschen. Noch nie hatte Paris dergleichen gesehen, und Napoleon war es mit einem Streich gelungen, allen Pomp und alle Pracht der Bourbonen in den Schatten zu stellen.

Er lächelte zufrieden bei diesem Gedanken. Während die französischen Könige ihre Krone einer zufälligen Abstam-

mung verdankten, hatte Napoleon die seine durch Können, Mut und die Liebe des französischen Volkes erlangt. Es war das Volk, das ihm die Kaiserkrone geschenkt hatte, in einer Abstimmung, bei der ihm nur einige Tausend Seelen in ganz Frankreich ihre Unterstützung versagten. Im Gegenzug hatte ihnen Napoleon Siege und Ruhm geschenkt, und sein Kopf war bereits voller Pläne, diesen Ruhm weiter zu mehren.

Es gab eine kurze Verzögerung, als zwei aufwendig gekleidete Diener mit einer kleinen Treppe geschwind zur Kutsche liefen und die Tür aufzogen. Napoleon, der in erhabener Einsamkeit auf der mit Seide bezogenen Bank saß, holte tief Luft, stand auf und erschien in der Tür der Kutsche. Seine grauen Augen schweiften über das Meer der hingebungsvollen Gesichter, und seine Lippen öffneten sich zu einem Grinsen. Wieder brandete gewaltiger Jubel auf, und hinter den Reihen der Grenadiere wurden Arme und farbenfrohe Federhüte geschwenkt.

Napoleon sah sich um und entdeckte Talleyrand, seinen Außenminister, der mit den übrigen Ministern am Eingang der Kathedrale stand und missbilligend die Stirn runzelte. Napoleon konnte sich ein leises Kichern angesichts des Unbehagens nicht verkneifen, das den Aristokraten wegen des kaiserlichen Mangels an Schicklichkeit befiel. Nun, dann missbilligte er es eben, dachte Napoleon. Das alte Regime existierte nicht mehr, die Revolution hatte es hinweggefegt, und an seine Stelle war eine neue Ordnung getreten. Eine Ordnung, die auf dem Willen des Volkes gründete. Napoleon war dankbar und hellichtig genug, den Gruß der Menschen zu erwidern, und er drehte sich nach allen Seiten und winkte der darüber begeisterten Menge zu, ehe er aus der Kutsche stieg. Die Diener ergriffen unverzüglich die Schleppe seines goldbestickten roten Gewands und folgten ihm ge-

messenen Schritts über den Teppich zum Eingang der Kathedrale.

Wie die meisten Gäste war auch seine Familie bereits ins Innere der Kirche und zu ihren festgelegten Plätzen geführt worden. Die Minister und hohen Staatsdiener würden dem Kaiser folgen und die prestigeträchtigsten Plätze im Zentrum der Zeremonie einnehmen. Ursprünglich hatte Napoleon beabsichtigt, seine Generäle in die Kirche zu führen, aber sein Bruder Joseph und Talleyrand hatten ihn bedrängt, die Krönung als eine vorwiegend zivile Feier zu begehen. Auch wenn Napoleon mithilfe der Armee zum Machthaber Frankreichs aufgestiegen war, musste er sich der Welt als politischer und nicht als militärischer Führer präsentieren. Talleyrand hegte immer noch die Hoffnung, einen dauerhaften Frieden in Europa erreichen zu können, wenn sich die anderen Mächte überzeugen ließen, dass der neue Kaiser in erster Linie Staatsmann und erst in zweiter Feldherr war.

Nach so vielen Jahren des Krieges hatte der kurzlebige Vertrag von Amiens beim Volk Appetit auf Frieden und Stabilität geweckt. Vor allem Stabilität, was die Einsetzung einer neuen, dauerhaften Regierungsform bedeutete. Napoleon hatte den Boden dafür geschickt bereitet, indem er sich vom Konsul zum Ersten Konsul und dann zum Ersten Konsul auf Lebenszeit ernennen ließ, bevor er dem Volk die Gelegenheit gab, seinem Verlangen nach der Besteigung eines neuen Throns zuzustimmen. Natürlich hatten es die Senatoren als notwendiges Mittel verkleidet, die Republik vor ihren äußeren und inneren Feinden zu schützen, doch die Republik gab es nicht mehr. Sie war in den Geburtswehen des Kaiserreichs gestorben. Schon hatte sich Napoleon mit einem schrillen Panoptikum von Adligen umgeben und den Einfluss von Senatoren, Tribunen und Volksvertretern beschnitten. Und es gab

Pläne, eine Vielzahl neuer Adelstitel und Auszeichnungen zu vergeben, um das neue Regime zu stützen. Napoleon hoffte, dass das Kaiserreich mit der Zeit von den übrigen europäischen Mächten akzeptiert werden und diese aufhören würden, Franzosen für Mordanschläge auf ihn zu bezahlen.

Als er sich dem Eingang näherte, hielt Napoleon inne und drehte sich um, dann hob er die Hände und winkte zur Menge, ein strahlendes Lächeln auf dem von dunklem Haar gerahmten Gesicht. Die Leute stießen Freudenschreie aus und wogten auf die Kette der Grenadiere zu, die sich unter dem Druck ausbuchtete. Die Stiefel der Männer scharrtten über die Pflastersteine, als sie sich dem Ansturm entgegenstemmten und die Leute mit den Läufen ihrer Musketen zurückstießen.

Napoleon wandte sich ab und schritt weiter auf das hohe Kirchenportal zu. Als er an Talleyrand vorbeikam, neigte er den Kopf in Richtung des Außenministers.

»Die Leute scheinen einverstanden zu sein.«

»Ja, Sire.«

»Und bereitet Ihnen meine Entscheidung, die Ehre anzunehmen, noch immer Kopfzerbrechen?«

Talleyrand zuckte leicht mit den Achseln. »Nein, Sire. Sie genießen das Vertrauen der Leute, und ich bin sicher, sie werden dafür sorgen, dass Sie es nicht enttäuschen.«

Napoleons Lächeln erstarb, und er nickte bedächtig. »Heute sind Frankreich und ich eins. Wie kann es da Widerspruch geben?«

»Wie Sie meinen, Sire.« Talleyrand neigte den Kopf und deutete unauffällig zum Eingang. »Ihre Krone wartet auf Sie.«

Napoleon richtete sich zu voller Größe auf, fest entschlossen, so königlich auszusehen, wie es seine schwächliche Statur gestattete. Er war seit über vier Jahren auf keinem Feldzug

mehr gewesen, und das gute Leben, das er genoss, hatte ihn ein wenig rundlicher werden lassen. Josephine war so taktlos gewesen, bei mehr als einer Gelegenheit darauf hinzuweisen und ihn sanft in die Seite zu stupsen, wenn sie einander in den Armen lagen. Bei dem Gedanken wurde ihm leicht ums Herz, und er warf einen Blick durch das Portal der Kirche den Mittelgang hinunter, wo sie sitzen musste. Neun Jahre waren seit ihrem Kennenlernen vergangen, zu einer Zeit, da er zum ersten Mal ins Licht der Öffentlichkeit getreten war. Sie hatte unmöglich ahnen können, dass der schlanke Brigadegeneral mit dem glatten Haar eines Tages der Herrscher über Frankreich sein würde, geschweige denn, dass sie als Kaiserin an seiner Seite thronen würde. Napoleons Herzschlag beschleunigte sich vor Stolz auf seine Leistungen. Am Anfang hatte er befürchtet, sie könnte zu gut für ihn sein und es nur allzu schnell erkennen. Doch sein Aufstieg zu Ruhm und Wohlstand hatte ihre Furcht zum Verstummen gebracht, und obwohl er Josephine liebte, wie er nie eine andere Frau geliebt hatte, begann er sich inzwischen zu fragen, ob sie seiner würdig war.

Napoleon atmete ein letztes Mal tief die kühle Luft ein, dann betrat er Notre-Dame. In dem Moment, in dem er die Schwelle überschritt, fing am anderen Ende der Kathedrale ein Chor zu singen an, und die Teilnehmer der Zeremonie erhoben sich unter dem Rascheln von Gewändern und dem Scharren von Stuhlbeinen. Ein dunkelgrüner Teppich erstreckte sich vom Eingang bis zu dem Podest vor dem Altar, auf dem der Papst stand und wartete. Das Lächeln des Kaisers erstarb beim Anblick des Heiligen Vaters. Trotz seiner Bemühungen, die Rolle der katholischen Kirche in Frankreich zu verringern, hing das gemeine Volk hartnäckig an seiner Religion, und Napoleon hatte den Segen des Papstes benö-

tigt, um seiner Krönung den Anschein göttlicher Zustimmung zu verleihen.

Sowohl das Podium als auch der Altar waren neu. Zwei alte Altäre sowie eine kunstvoll geschnitzte Chorschranke waren abgerissen worden, um einen eindrucksvolleren Raum im Herzen von Notre-Dame zu schaffen. Links und rechts neigten Staatsmänner, Botschafter, Offiziere und Sprösslinge der Pariser Gesellschaft das Haupt, als der Kaiser vorbeisritt. Seine Hand glitt zum Knauf des Schwerts von Karl dem Großen, das man aus einem Kloster in Aix-la-Chapelle herbeigeschafft hatte, um Napoleons Regalien zusätzlichen Glanz zu verleihen. Auch das gehörte zu den Anstrengungen, um der Krönung das Gewicht jahrhundertalter royaler Traditionen zu verleihen. Ein neuer Karl der Große für eine neue Zeit, überlegte Napoleon, als er aus der Allee aus Seide und Hermelin trat, in der die Juwelen der Damen funkelten und die goldenen Tressen und Orden der Generäle und Marschälle Frankreichs leuchteten. An ihrer Spitze stand Murat, der schmucke Kavallerieoffizier, der mit Napoleon bei Marengo gekämpft und später Caroline, die Schwester seines Generals, geheiratet hatte. Sie lächelten sich kurz zu, als der Kaiser an ihm vorbeiging.

Papst Pius VII. saß auf einem Thron vor dem Altar. Hinter und neben ihm war sein Gefolge aus Kardinälen und Bischöfen, hell erleuchtet von den Lichtstrahlen, die durch die hohen Fenster fielen. Napoleon trat vor die drei Stufen, die auf das Podest führten. Bei einem Blick nach links sah er seine Brüder und Schwestern. Der noch junge Louis konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, aber Joseph nickte ernst, als sein Bruder vorüberschritt. Es war eine Schande, dass nicht seine ganze Familie anwesend sein konnte, dachte Napoleon. Jérôme und Lucien waren in Ungnade gefallen, nachdem sie sich

geweigert hatten, ihre Ehefrauen zugunsten von Frauen aufzugeben, die Napoleon für geeigneter hielt, um in den kaiserlichen Haushalt aufgenommen zu werden. Napoleons Mutter Letizia fehlte ebenfalls. Sie beteuerte, zu krank zu sein, um Italien verlassen und an der Krönung teilnehmen zu können. Napoleon hatte sich von ihren Ausreden nicht täuschen lassen. Sie hatte ihre Abneigung gegen Josephine von Beginn an sehr deutlich gezeigt, und ihr Sohn zweifelte nicht daran, dass Letizia eher verdammt sein wollte, als mit anzusehen, wie Josephine zusammen mit Napoleon gekrönt wurde. Hätte nur sein Vater diesen Tag noch erlebt. Carlo Buonaparte hätte seine widerborstige Frau zur Vernunft gebracht.

Napoleon nahm aus dem Augenwinkel Bewegung wahr, und er sah den Maler Jean-Louis David auf der anderen Seite der Kathedrale ein frisches Blatt dickes Papier auf sein Zeichenbrett legen, damit er eine weitere Skizze des Ereignisses anfertigen konnte. Napoleon hatte ein Monumentalgemälde in Auftrag gegeben, das die Krönung darstellen sollte, und David hatte ihm mitgeteilt, dass es drei Jahre dauern könne, bis das Werk fertiggestellt sei. Das heutige Schauspiel, dachte Napoleon, würde seinen Glanz wahrhaftig durch die Jahrhunderte verbreiten.

Der Papst erhob sich von seinem Thron und streckte eine Hand in Richtung Napoleon aus. Der Kaiser beugte ein Knie und ließ es auf einem reich bestickten Kissen ruhen, das vor dem Pontifex lag. Der Chorgesang erstarb, Stille senkte sich auf den Kirchenraum, und der Papst begann, mit hoher, dünner Stimme seinen Segen zu sprechen; die Worte schallten durch die Kathedrale und hallten dumpf von den Wänden wider.

Während der Heilige Vater mit seinem Sprechgesang fortfuhr, starrte Napoleon unverwandt auf den Teppich vor

sich, da ihn plötzlich der Drang zu lachen überfiel. Trotz allen Prunks, trotz der prächtigen Kostüme und der kunstvoll ausgeschmückten Kulisse, trotz der monatelangen Vorbereitungen und der wochenlangen Proben erschien ihm dieser Augenblick der religiösen Zeremonie als in hohem Maße lächerlich. Der Gedanke, dass ausgerechnet er göttlichen Segen nötig hatte, war nicht nur lachhaft, sondern beleidigend. Fast alles, was er erreicht hatte, war das Ergebnis eigener Anstrengung. Den Rest verdankte er blindem Glück. Die Vorstellung, Gott lenke die Flugbahn jeder Musketen- oder Kanonenkugel auf dem Schlachtfeld, war absurd. Religion war für Napoleon das Gebrechen der Geistesschwachen, Leichtgläubigen und Verzweifelten. Es war eine Schande, dass die überwiegende Mehrheit der Menschen an solchem Aberglauben festhielt. Aber es war auch zu seinem Vorteil. Solange er ein Lippenbekenntnis zu den religiösen Empfindungen seiner Untertanen ablegte, konnte er die Kirche als weiteres Mittel nutzen, um sie zu beherrschen. Die einzige Schwierigkeit bestand darin, seine Bedürfnisse mit denen des Papsttums zu versöhnen.

Für den Moment gab sich Napoleon damit zufrieden, in den Augen der Leute ein Einvernehmen mit der Kirche erreicht zu haben, und er kniete mit gesenktem Haupt, während die Worte einer ausgestorbenen Sprache über ihn hinweggingen. Er blendete sie aus und konzentrierte sich auf die Rolle, die er zu erfüllen haben würde, wenn der Papst mit seinem Segen fertig war. Es würde keine Messe geben, in diesem Punkt war Napoleon unnachgiebig gewesen. Alles, was noch kam, würde seiner persönlichen Machtbefugnis entspringen. Keinem anderen als Napoleon selbst stand es zu, Napoleon zu krönen. Und Josephine, wenn er schon dabei war. Auch sie würde die Krone aus seiner Hand empfangen.

Einen Moment lang wandte er seine Gedanken den anderen gekrönten Häuptern Europas zu. Er verachtete sie, weil sie solche Macht lediglich aufgrund ihrer Geburt innehatten. Genau wie all diese Aristokraten, die Napoleons Schulzeit zu einer solchen Qual gemacht hatten. Es gab jedoch ein Paradox, dachte er und biss sich leicht auf die Unterlippe. Nur durch das Prinzip der vererbten Regierungsgewalt genossen die Staaten Stabilität. Das wilde Blutvergießen der Französischen Revolution hatte bewiesen, wie nötig stabile Verhältnisse waren, und erst als Napoleon die Macht ergriffen und begonnen hatte, mit eiserner Faust zu regieren, war wieder Ordnung in Frankreich eingekehrt. Ohne Napoleon würde abermals Chaos ausbrechen, und deshalb hatte das Volk seiner Ernennung zum Kaiser nur zu gern zugestimmt. Es würde rechtzeitig einen Erben geben müssen. Er wandte den Kopf kurz zu Josephine. Sie fing seinen Blick auf und blinzelte.

Napoleon lächelte, obwohl er eine große Traurigkeit in seinem Herzen fühlte. Er hatte bisher keine Kinder gezeugt, und die Zeit lief Josephine davon. Bald würde sie zu alt sein, um ein Kind auszutragen. Plötzlich befahl ihm die Furcht, er könne zeugungsunfähig sein. In diesem Fall würde die Dynastie, die mit dem heutigen Tag begründet wurde, mit ihm sterben. Es war ein Gedanke, der ihn frösteln machte, und Napoleon verscheuchte ihn rasch wieder und richtete seine Überlegungen stattdessen auf die unmittelbareren Schwierigkeiten, die seine Stellung gefährdeten. Auch wenn auf dem Kontinent ein fragiler Frieden herrschte, lag Frankreich immer noch im Krieg mit seinem unversöhnlichsten Feind.

Auf der anderen Seite des Ärmelkanals widersetzten sich ihm die Briten weiterhin, vor seinem Zorn geschützt durch ihre Kriegsschiffe, die ohne Unterlass die Seewege kontrol-

lierten und Napoleon den Triumph verwehrten, der seine Herrschaft über Europa vervollständigen würde. Schon dachte er über eine Invasion nach, und es gab Pläne für den Bau einer enormen Zahl von Landungsbooten in den Häfen und Marinestützpunkten an der französischen Küste, die England gegenüberlagen. Wenn die Zeit gekommen war, würde Napoleon eine große Schlachtflotte zusammenstellen und die britische Flotte aus dem Weg der Invasionsboote fegen.

War England erst einmal unterworfen und gedemütigt, würde es keine andere Nation mehr wagen, sich ihm zu widersetzen, überlegte Napoleon. Bis dahin würde er Österreich und Russland sorgsam im Auge behalten müssen, da seine Spione berichteten, sie würden selbst in diesem Augenblick bereits aufs Neue zum Krieg rüsten.

Plötzlich kam ihm zu Bewusstsein, dass der Papst zu sprechen aufgehört hatte und Stille herrschte. Napoleon murmelte rasch ein Amen und bekreuzigte sich, bevor er mit fragendem Blick den Kopf hob. Der Papst ließ sich soeben würdevoll in seinem reich verzierten Sessel nieder, die rechte Hand noch zur Segensgeste erhoben. Er fing den Blick des Kaisers auf und nickte leicht. Napoleon richtete sich auf und wäre fast gestolpert, da sich ein Teil seiner Schleppe unter seinem Fuß verfangen hatte. Er wahrte gerade noch das Gleichgewicht und tat mit einem unterdrückten Fluch den letzten Schritt auf das Podium. Neben dem Papst lagen auf einem kleinen vergoldeten Gestell die beiden Samtkissen mit den für den Kaiser und die Kaiserin angefertigten Kronen.

Napoleon näherte sich dem Gestell und hielt einen Moment lang inne, um die Ehrfurcht zum Ausdruck zu bringen, die dem Augenblick angemessen war. Dann streckte er beide Hände aus und ergriff den goldenen Lorbeerkranz der Kai-

serkrone, die an die Cäsaren erinnern sollte. Er drehte sich langsam um und hielt sie in die Höhe, damit alle sie sehen konnten. Er holte tief Luft, und auch wenn er genau wusste, was er zu sagen hatte, schlug sein Herz laut vor nervöser Aufregung.

»Durch die mir vom Volk verliehene Macht nehme ich diese Krone und den Kaiserthron Frankreichs an. Ich gelobe allen Anwesenden bei meiner Ehre, dass ich die Nation gegen alle Feinde verteidigen und nach Gottes Willen im Einklang mit den Wünschen des Volkes und in seinem Interesse regieren werde. Möge dieser Augenblick die Größe Frankreichs versinnbildlichen. Möge diese Größe anderen Nationen als Leuchtfeuer dienen, und mögen sie sich uns in der Herrlichkeit des kommenden Zeitalters anschließen.«

Er hielt inne, dann hob er die Krone direkt über seinen Kopf und ließ sie langsam herabsinken. Der goldene Lorbeerkranz war schwerer, als er erwartet hatte, und er vergewisserte sich sorgfältig, dass er sicher saß, ehe er seine Hände wegzog. Sofort setzte der Chor auf dem Balkon hinter dem Altar ein und sang ein Stück, das zur Feier dieses Moments komponiert worden war. Napoleon hob leicht den Kopf und blickte über die Reihen der Gäste vor ihm. Ihre Mienen waren gemischt. Manche lächelten. Andere blickten ernst drein, wieder andere wischten sich Tränen aus den Augenwinkeln, überwältigt von der Erhabenheit des Augenblicks. Er blickte erneut zu Joseph und sah, dass die Lippen seines älteren Bruders verlegen zitterten, da er den Stolz und die Liebe zu unterdrücken versuchte, die er für Napoleon empfand. Es waren der Stolz und die Liebe, die er immer empfunden hatte, seit sie sich vor vielen Jahren ein Kinderzimmer in dem bescheidenen Zuhause in Ajaccio geteilt hatten, bevor die stolze korsische Familie mit Mühe das Geld aufgebracht hatte,

um den Jungen eine anständige Erziehung in Frankreich zu sichern.

Napoleon gestattete sich ein kurzes Lächeln in Richtung seines Bruders, ehe sein Blick weiterwanderte, über die Reihen seiner Marschälle und Generäle, darunter viele, mit denen er seit Beginn seiner militärischen Laufbahn alle Gefahren und Abenteuer geteilt hatte. Tapfere Soldaten wie Junot, Marmont, Lannes und Victor. Männer, die er in den kommenden Jahren zu weiteren Siegen zu führen plante, falls die übrigen Mächte Europas es wagten, sich der neuen Ordnung in Frankreich zu widersetzen.

Als der Chor ans Ende des Liedes kam und verstummte, wandte sich der Kaiser an Josephine, und sie trat vor. Ihre Schleppe wurde von zwei für diese Ehre ausgewählten Freundinnen gehalten, nachdem sich Napoleons Schwestern der Aufgabe verweigert hatten. Wie ihr Gemahl trug sie eine schwere scharlachrote Robe, reich mit goldenen Motiven verziert, und auch wenn ihre Miene gefasst blieb, funkelten ihre Augen wie unbezahlbare Edelsteine, als sie anmutig zu den Stufen schritt und sich zu Napoleons Füßen auf das Kissen kniete. Sie neigte den Kopf und verharrte reglos.

Nach einer kurzen Pause räusperte sich Napoleon und sprach zum Publikum. »Es ist uns eine große Freude, die Krone der Kaiserin von Frankreich an Josephine zu vergeben, die uns lieb und teuer ist wie das Leben selbst.« Er nahm die verbliebene Krone und näherte sich seiner Frau, hielt den goldenen Reif über ihren Kopf und senkte ihn langsam auf die sorgfältig geflochtenen Zöpfe ihres braunen Haares. In dem Augenblick, in dem er einen Schritt von ihr zurücktrat, setzte der Chor mit dem Lied ein, das zu ihren Ehren komponiert worden war, und die melodiosen Stimmen trugen durch das gesamte Kirchenschiff. Napoleon beugte sich vor,

ergriff Josephines Hände und zog sie zu ihrer vollen Größe empor, dann stieg sie auf das Podium, drehte sich um und stand an seiner Seite vor ihren Untertanen.

Die Zeremonie endete mit einem Gebet des Papstes, dann führte Napoleon seine Kaiserin die Stufen hinab und zurück zum Eingang von Notre-Dame. Als er an seinem Bruder vorbeikam, beugte er sich zu ihm und murmelte: »Ach, Joseph, wenn Vater uns jetzt nur sehen könnte!«

2

April 1805

Napoleon stand vor dem Fenster und blickte in die gepflegten Gärten des Tuilerien-Palasts hinunter. An den Zweigen spießten die ersten Frühjahrsknospen, der Himmel war nach einem kurzen Regenguss hell und klar, und der Wind hatte die Wolke aus Ruß und Rauch weggefegt, die für gewöhnlich über Paris hing. Ein derart schöner Morgen hob normalerweise seine Stimmung, aber heute betrachtete der Kaiser die Szenerie mit ausdruckslosem Gesicht. Beunruhigende Gedanken wegen des Berichts, den ihm Talleyrand soeben umrissen hatte, lasteten auf seinem Gemüt. Niemand in Europa bezweifelte, dass Frankreich die größte Macht auf dem Kontinent war. Sein Einfluss erstreckte sich von den Gestaden der Ostsee bis zum Mittelmeer. Aber dort, an den Küsten des Kontinents, endete Napoleons Macht. Draußen auf dem Meer spotteten die Kriegsschiffe der britischen Ma-

rine seinem Ehrgeiz, und der Widerstand der Briten nährte die unterschwellige Feindseligkeit Preußens, Österreichs und Russlands.

Napoleon seufzte müde am Fenster und drehte sich zu seinem Außenminister um. »Und unsere Agenten sind sich ihrer Sache sicher?«

»Ja, Sire.« Talleyrand nickte. »Die österreichischen Generale haben Befehl, ab Ende Juni ihre Truppen außerhalb von Wien zusammenzuziehen. Die Nachschubwagen sammeln sich bereits bei Depots entlang der Donau. Beauftragte von Kaiser Franz reisen kreuz und quer durch Europa, um neue Pferde für ihre Kavallerie zu kaufen. Die Festungen zum Schutz der Pässe nach Italien hinein wurden verstärkt und mit neuen Vorwerken versehen. Unser Botschafter hat den österreichischen Hof auf diese Dinge angesprochen und eine Erklärung verlangt.«

»Und?«, fragte Napoleon barsch.

»Die Österreicher behaupten, es handle sich um nichts weiter als eine längst überfällige Nachbesserung ihrer Wehranlagen. Sie streiten ab, dass es irgendeinen düsteren Hintergrund für all diese Entwicklungen gebe.«

»Was sonst.« Napoleon lächelte grimmig. »Nichtsdestoweniger sind es unverkennbar Kriegsvorbereitungen.«

»Es sieht so aus, Sire.«

»Wie steht es mit nachrichtendienstlichen Erkenntnissen unseres Botschafters in Russland? Sosehr sich die Österreicher ihrer militärischen Tüchtigkeit rühmen mögen, bezweifle ich doch ernsthaft, dass sie einen Krieg gegen Frankreich ohne Bündnis mit wenigstens einer weiteren europäischen Macht riskieren würden. Die Frage ist, wird Russland an der Seite Österreichs kämpfen oder Preußen?« Napoleon hielt kurz inne. »Oder alle beide? Alle natürlich von ihren bri-

tischen Zahlmeistern subventioniert und zum Handeln gedrängt.«

»Ja, Sire.« Talleyrand nickte abermals. »Ich denke, die Briten werden unseren Feinden die üblichen Kreditlinien verlängern, dazu werden sie Ausrüstung und Waffen liefern und Gold und Silber fließen lassen.«

»Natürlich.« Napoleon schniefte verächtlich. »Wie immer geben die Briten von ihrem Reichtum und lassen ihre Verbündeten mit Blut und Menschenleben zahlen. Was ist nun also mit Russland?«

Talleyrand zog kurz ein Blatt Papier zurate, das er in der Hand hielt, und sah seinen Kaiser dann an. »Botschafter Caulaincourt berichtet, dass es dem Zaren zu widerstreben scheint, von sich aus in einen Krieg gegen uns einzutreten. Nichtsdestoweniger hat es ein Maß an Mobilmachung der russischen Streitkräfte gegeben, das sich mit einer Verteidigungshaltung allein nicht mehr erklären lässt. Falls uns Österreich tatsächlich den Krieg erklärt, wird sich Russland wohl überreden lassen mitzumachen.«

Napoleon faltete die Hände und ließ das Kinn auf den Fingerspitzen ruhen. Wie immer schienen seine Rivalen zur Vernichtung Frankreichs entschlossen. Beinahe so, als ginge es um nichts anderes als die Vernichtung selbst. Wenn sie nur akzeptieren könnten, dass sich Frankreich verändert hatte. Es würde keine Rückkehr zur Tyrannei der Bourbonen geben. Frankreich bot ein Modell einer besseren Gesellschaft an, und das fürchteten sie mehr als alles andere. Wenn ihre eigenen Völker erkannten, dass es eine Alternative zur parasitenhaften Aristokratie durch Geburt gab, würden ihre Regierungen fallen wie Dominosteine. Wenn man ihnen die Zeit dazu ließ, würden sie Frankreich auf dem Weg der Revolution folgen und am Ende aufgeklärter, befreiter sein, und sie würden un-

vermeidlich in eine Familie aus Nationen unter dem Einfluss Frankreichs und seines Kaisers gezogen werden. Napoleon runzelte die Stirn. Dieser Tag lag noch in weiter Ferne. Gegenwärtig rotteten sich seine Feinde zusammen wie Wölfe, und wenn er sie besiegen wollte, musste er in einem ersten Schritt Mittel und Wege finden, sie auseinanderzuidividieren. Er sah Talleyrand an. »Was halten Sie von dem neuen Zaren?«

Talleyrand schürzte die Lippen und formulierte eine Antwort. »Nach Caulaincourts Berichten und meinen Gesprächen mit dem russischen Botschafter hier in Paris zu urteilen, scheint Zar Alexander ein leicht zu beeindruckender Mensch zu sein. Und eine Art Idealist. Es verlangt ihn, das Los seines Volkes zu verbessern, möglicherweise bis hin zur Abschaffung der Leibeigenschaft. Er ist jedoch kein Narr. Er weiß sehr wohl, dass die Landbesitzer gegen seine Bestrebungen eingestellt sind, und er weiß, wie gefährlich das sein kann.«

Ein Lächeln huschte über Napoleons Gesicht. »Es kommt in der Tat selten vor, dass ein Zar eines natürlichen Todes stirbt.«

Talleyrand nickte. »Ganz recht, Sire.«

Napoleon setzte sich an seinen Schreibtisch und verschränkte die Hände. »Wir haben es hier also mit so etwas wie einem Radikalen zu tun. Das ist gut. Vielleicht gelingt es uns, einen solchen Mann zu unserer Sicht der Dinge zu bewegen.«

»Vor allem, da der Zar beabsichtigt, den Einfluss Russlands bis zum Mittelmeer und in den Osten auszudehnen.«

Napoleon blickte auf. »Wo er mit den Briten und ihren Ambitionen aneinandergeraten wird.«

»Richtig, Sire.«

»Gut. Nun denn, sorgen Sie dafür, dass Caulaincourt den Zaren regelmäßig mit Informationen über den unstillbaren britischen Machthunger füttert. Und was Preußen an-

geht ...«, er lächelte kurz, »... so wollen wir ihnen eine kleine Belohnung in Aussicht stellen. Wir bieten den Preußen Hannover im Tausch für ihre Neutralität an. König Friedrich Wilhelm ist kein Kriegsheld. Der Mann ist schwach und leicht beeinflussbar. Sein Stillhalten wird sich erkaufen lassen. Der Zar ist unser eigentliches Problem. Besonders, da wir mit England im Krieg liegen und wahrscheinlich in naher Zukunft auch mit Österreich.«

»Ja, Sire«, stimmte Talleyrand zu.

Etwas an seinem Verhalten ließ Napoleon aufmerken, und er musterte seinen Außenminister eingehend, bevor er weitersprach. »Sie haben etwas zu sagen.«

Es war eine Feststellung, keine Frage, wie Talleyrand sofort begriff. Er nickte.

»Dann reden Sie.«

»Jawohl, Sire. Mir ist der Gedanke gekommen, dass wir einen Krieg mit Österreich unter Umständen verhindern und vielleicht sogar einen dauerhaften Frieden mit England erreichen könnten.«

»Frieden mit England? Mit dieser verräterischen Schlangengrube? Ich glaube, Sie haben den Verstand verloren, Talleyrand. Die Regierenden dieser Insel verspüren keinerlei Lust auf Frieden. Sie haben gelesen, was in ihren Zeitungen über mich steht.« Napoleon stieß den Zeigefinger auf seine Brust. »Ungeheuer, Tyrann, Diktator – so nennen sie mich.«

Talleyrand tat es mit einer Handbewegung ab. »Nur eine Marotte ihrer Presse, Sire. Britische Zeitungen sind für ihre Voreingenommenheit bekannt. Genau wie die von Paris«, fügte er mit sanftem Nachdruck hinzu. »Aber sie sind nicht das Sprachrohr ihrer Regierung. Und es gibt Männer in hohen Positionen, die gewillt sind, die Aussicht auf einen Frieden mit Frankreich am Leben zu halten.«

»Wieso haben sie ihren Wunsch dann nicht deutlicher zum Ausdruck gebracht?«

Talleyrand zuckte mit den Achseln. »Es ist in Kriegszeiten nicht immer einfach, das Wort für den Frieden zu ergreifen. Doch die britischen Untertanen müssen des Krieges so überdrüssig sein wie die Bürger Frankreichs. Es gibt gewiss einen Spielraum für ein friedliches Zusammenleben unserer Nationen, Sire. Wir müssen den Teufelskreis der Feindseligkeit durchbrechen, ehe er uns alle ins Verderben führt. Wir müssen verhandeln.«

»Warum? Welchen Sinn hat es?«, entgegnete Napoleon ungehalten. »England hat deutlich gemacht, dass es sich mit nichts weniger als meiner Vernichtung, der Wiederherstellung der Bourbonen-Herrschaft und der Demütigung Frankreichs zufriedengeben wird. Und dann wird England den Kontinent dominieren.«

»Dem stimme ich bei allem Respekt nicht zu, Sire. England ist im Kern eine Nation von Kaufleuten, von Geschäftsmännern. Wenn wir ihnen bewiesen, dass sie nach Belieben freien Handel in Europa treiben können, dann würden sie sich vielleicht davon überzeugen lassen, dass dieser Krieg in jeder Hinsicht unprofitabel ist. Wenn es nur ein gewisses Entgegenkommen gäbe, dann wäre Friede mit den Briten und Friede in ganz Europa möglich.« Talleyrand hielt inne und sah seinen Kaiser durchdringend an. »Sire, wenn Sie mir gestatten würden, Verhandlungen mit Britannien aufzunehmen, dann ...«

»Nichts dann!« Napoleon schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Nichts würde dabei herauskommen. Ich werde keinen Kompromiss eingehen. Ich werde mir von dieser Nation von Krämern nichts vorschreiben lassen! Im Herzen Europas ist nur für eine Macht Platz. Verstehen Sie denn nicht,

Talleyrand? Wenn Sie wirklich Frieden wollen, müssen wir Europa beherrschen. Wenn wir Entgegenkommen zeigen und unsere Nachbarn als ebenbürtig behandeln, wird es immer Differenzen, Feindseligkeiten und Konflikte geben.«

Talleyrand sah Napoleon einige Augenblicke schweigend an und schüttelte dann den Kopf. »Das ist der Rat, den die Verzweiflung eingibt, Sire. Es ist doch fraglos besser zu verhandeln, um andere auf seine Seite zu ziehen, als sich auf Krieg zu stützen?«

»Mag sein, aber zumindest hat der Krieg den Vorteil, dass er dem Sieger das Recht gewährt, die Friedensbedingungen zu diktieren. Dann ist kein Entgegenkommen nötig.«

»Aber zu welchem Preis, Sire? Wie viel Gold wäre vergeudet? Wie viele Leben zerstört? Krieg ist nichts weiter als das Versagen der Diplomatie, Sire.«

»Sie irren sich, Talleyrand. Krieg ist die Fortsetzung der Diplomatie bis zum Äußersten. Er ist außerdem die stärkste einigende Kraft in einer Nation. Er duldet kein Entgegenkommen, und wenn er mit einem Sieg endet, ist eine Nation reich an Ruhm und Selbstachtung und kann die Welt um sich herum nach ihren Interessen formen. Verhandlung ist die erste Zuflucht der Schwachen. Krieg ist das Reich der Starken. Wenn Frankreich die Befähigung zum Krieg hat, dann wird der Krieg zu dem Mittel, mit dem es seinen Einfluss am wirkungsvollsten ausüben kann.« Napoleon lehnte sich zurück und lächelte. »Und haben wir in den letzten Jahren nicht ein besonderes Talent zum Krieg bewiesen?«

»Ein Talent zum Krieg?« Talleyrand zog überrascht die Augenbrauen in die Höhe. »Krieg ist eine furchtbare Sache, Sire. Man sollte meinen, ein solches Talent, wie Sie es nennen, wäre eher peinlich und weniger eine Tugend.«

»Sie kennen den Krieg nicht, wie ich ihn kenne«, konter-

te Napoleon. »Ich war fast mein ganzes Leben lang Soldat. Ich war nahezu zwölf Jahre lang im Krieg. Ich habe Feldzüge quer durch Europa und bis zu den Wüsten Arabiens geführt. Ich habe in unzähligen Schlachten gekämpft und im Hagel aus Musketen- und Kanonenkugeln die Stellung gehalten. Ich wurde verwundet und habe Freunde sterben sehen. Ich habe die Toten und Sterbenden gesehen, Talleyrand. Riesige Felder von ihnen. Ich habe auch Männer in ihren besten Augenblicken gesehen. Ich habe gesehen, wie sie Furcht und Schrecken beherrschten und gegen eine überwältigende Übermacht angriffen. Ich habe sie tagelang ohne Unterbrechung marschieren sehen, barfuß und hungrig, und am Ende haben sie eine Schlacht ausgefochten und gewonnen. Das alles habe ich gesehen.« Er lächelte. »Sie sehen, Talleyrand, ich weiß ganz gut Bescheid über den Krieg. Aber Sie? Was wissen Sie davon? Ein Aristokrat durch Geburt? Ein Geschöpf der Salons von Paris und der Paläste von Prinzen und Königen. Was wissen Sie von Gefahr? Auf dem Höhepunkt der Revolution waren Sie nicht einmal in Paris. Bevor Sie sich also erlauben, mich über die Übel des Kriegs zu belehren, seien Sie so freundlich, Ihre Kommentare auf Ihr Fachgebiet zu beschränken. Sie sind diplomatisch tätig. Sie leisten für Frankreich mit Ihrer glatten Zunge und Ihren Intrigen, was in Ihren Möglichkeiten steht. Aber vergessen Sie eins nicht: Sie sind ein Diener Frankreichs. Ein Diener des Kaisers. Sie sind ein Mittel zum Zweck, und ich, ich allein, entscheide, welcher Art dieser Zweck ist. Verstanden?«

»Ja, Sire«, erwiderte Talleyrand mit zusammengebissenen Zähnen. »Ich verstehe vollkommen.«

Napoleon sah seinen Außenminister einen Moment lang aufmerksam an, dann lächelte er plötzlich und fuchtelte mit der Hand. »Ach, kommen Sie! Haken wir es ab. Lassen Sie

uns nicht weiter philosophieren, sondern von machbaren Dingen reden. Im Augenblick habe ich nicht mehr Verlangen nach Krieg als Sie. Aber man muss für alle Eventualitäten gewappnet sein.«

»Natürlich, Sire.«

»Dann müssen wir unsere Freunde, die Österreicher, zu der Überzeugung führen, dass sie bei einem Krieg gegen uns nichts zu gewinnen haben. Wir haben sie aus den italienischen Herrschaftsgebieten vertrieben. Jetzt müssen wir sie wissen lassen, dass Frankreich der neue und dauerhafte Herr über die italienischen Königreiche ist.«

»Sire?«

»Ich möchte, dass Sie Vorbereitungen für eine weitere Krönung treffen.« Napoleon legte den Kopf in den Nacken. »Spätestens zum Ende des Frühjahrs werde ich zum König von Italien gekrönt werden. Und wir werden alle Vorteile unseres bürgerlichen Rechts und unseres Regierungssystems auf die Einheimischen dieses Landes ausdehnen. Kurz, wir werden so schnell wie möglich Franzosen aus ihnen machen, so dass sie es nie mehr erdulden müssen, von Österreich regiert zu werden.«

»König von Italien?«, sagte Talleyrand. »Das ist Ihr Wille?«

»Das ist er. Sorgen Sie dafür, dass die Vorbereitungen unverzüglich beginnen.«

»Ja, Sire.«

»Sie dürfen jetzt gehen, Talleyrand. Ich habe meine Angelegenheiten in Paris abgeschlossen und werde für einige Tage in Malmaison bei der Kaiserin und meiner Familie sein, falls Sie mich brauchen.«

»Ja, Sire.« Talleyrand hielt inne. »Und diese andere Sache, Sire?«

»Welche andere Sache?«

»Die Frage, ob wir Verhandlungen mit England aufnehmen.«

»Es wird keine Verhandlungen geben. England will Krieg, und den werden sie bekommen.«

Talleyrand nickte betrübt und humpelte auf seinem missgebildeten Bein aus dem Raum. Sobald sich die Tür hinter dem Außenminister geschlossen hatte, wurde Napoleons Gesichtsausdruck hart. Sosehr er seine diplomatischen Fähigkeiten schätzte, er traute Talleyrand nicht. Sein geschmeidiger Charme und der immer leicht spöttische Tonfall erregten Bitterkeit und Zorn bei Napoleon, Gefühle, die der Kaiser verbergen musste, um sich die Dienste seines Außenministers zu bewahren. Gleichwohl beschloss er, dass er den Mann von Fouchés Spionen noch genauer beobachten lassen würde. Auch wenn Napoleon nicht bezweifelte, dass Talleyrand ein Patriot war, so war sein Patriotismus doch an eine sehr eigentümliche Vorstellung von Frankreichs wahren Interessen geknüpft, eine Vorstellung, die nicht im Einklang mit Napoleons Plänen für das Reich stand.

Eins war jedoch sicher: England musste vernichtet werden. Dank der zwanzig Meilen Meer, die Frankreich von den Klippen Dovers trennten, gab es nur einen Weg, den Feind vernichtend zu schlagen – die britische Marine musste aus dem Ärmelkanal gefegt werden, damit Napoleon die Grande Armée zu einer Invasion Britanniens führen und die Friedensbedingungen in London selbst diktieren konnte.

3

Und warum sollte ich nicht zehn Paar neue Schuhe haben dürfen?« Josephine runzelte die Stirn, als sie sich eine frische Tasse Kaffee einschenkte. Dann verharrte ihre Hand über einem Teller Gebäck, ehe sie nach einem schlanken, mit Honig beträufelten Biskuit griff. Sie hielt es anmutig zwischen Daumen und Zeigefinger, biss ab und kaute ein wenig, ehe sie fortfuhr. »Schließlich bin ich die Kaiserin, und es würde ein schlechtes Licht auf dich werfen, wenn ich mich in fadenscheinigem Sackleinen und einem Paar abgestoßener Holzpantinen in der Öffentlichkeit blicken ließe. Davon abgesehen kannst du es dir leisten.«

Sie waren allein in dem privaten Salon, der zu den Gärten auf der Rückseite des Schlosses hinausging. Draußen senkte sich die Dämmerung auf die ländliche Umgebung, und es war kühl genug, damit das Feuer im Kamin, von dem gelegentlich das Krachen oder Zischen eines frischen Scheits zu hören war, seine Berechtigung hatte. Napoleon blätterte Korrespondenz durch, die in einer Schale auf seinem Schoß lag. Er tippte auf einen weiteren Brief.

»Und hier ist noch einer. Von einem Vorhanglieferanten in Lyon ... fünf Ballen Seide.« Napoleons Augenbrauen gingen steil nach oben. »Fünf Ballen Seide! Großer Gott, weißt du, was er dir dafür in Rechnung gestellt hat?«

Josephine zuckte mit den Achseln.

Napoleon seufzte und wies mit einem Kopfnicken auf die Briefe in der Schale. »Die meisten unter ihnen sind von Lie-

feranten des kaiserlichen Haushalts. Außer von Seide ist von Schuhen, Hüten, Kleidern die Rede, von Pferden, Möbeln, Wein, Kuchen ... Und in allen Fällen wird respektvoll festgestellt, dass die Rechnung noch nicht beglichen wurde.«

»Sie haben allen Grund, respektvoll zu sein, die undankbaren kleinen Gauner.« Josephine schniefte. »Nachdem ich mir die Mühe gemacht habe, sie zu kaiserlichen Hoflieferanten zu ernennen. Man sollte meinen, sie hätten ein Gefühl für die Ehre, die ich ihnen erweise.«

»Sie müssen trotzdem bezahlt werden«, mahnte Napoleon. »Das sind keine Wohltätigkeitsorganisationen. Und du darfst nicht so weitermachen. Für das, was du jeden Monat für sinnlosen Luxus aus gibst, könnte ich eine Infanteriebrigade ausrüsten. Das muss aufhören, bevor diese Verschwendung unseren Ruf beschädigt.«

»Wie könnte es das? Fouché, dieser kleine Rüsselkäfer, kontrolliert, was in die Zeitungen kommt. Er wird kaum zulassen, dass irgendwelche Klatschgeschichten veröffentlicht werden, die das Ansehen seines Herrn untergraben.«

»Klatsch verbreitet sich von Mund zu Mund ebenso leicht wie über Zeitungen«, entgegnete Napoleon müde. »Und ich werde nicht dulden, dass die Leute murren, weil du deine Schulden nicht bezahlst.«

»Tja, das ist deine eigene Schuld«, erwiderte Josephine bockig. »Wenn du mir genug geben würdest, damit ich über die Runden komme, müsstest du dich nicht mit diesen kleintlichen Geizhalsen und ihren Beschwerden herumschlagen.«

»Eine gute Ehefrau versteht es, mit ihrem Budget auszukommen.«

»Wo kommt das denn her?« Josephine lachte höhnisch. »Noch so ein handfester korsischer Sinnspruch deiner Mutter?«

»Ich warne dich nicht zum ersten Mal. Du wirst meine Mutter respektieren. Insbesondere während sie unter meinem Dach weilt.«

Letizia hatte sich vor mehr als einem Monat dem kaiserlichen Haushalt angeschlossen, nachdem sie von ihrer Krankheit genesen war.

»Das ist noch so eine Geschichte«, fügte Josephine an.
»Wie lange wird sie bleiben?«

»So lange sie es möchte.«

»Natürlich.« Josephine lachte freudlos. »Sie richtet sich hier häuslich ein und verbringt ihre Tage damit, an fast allem herumzunörgeln, was ich tue oder sage. Sie verachtet mich, und ich weiß, sie träufelt bei jeder Gelegenheit Gift über mich in dein Ohr.«

»Das reicht!«, brauste Napoleon auf und schleuderte die Korrespondenz in Richtung seiner Frau. Die Schale traf den Gebäckeller, das zarte Porzellan rutschte samt Inhalt vom Tisch und zersprang auf dem Boden. Josephine fuhr auf ihrem Stuhl zurück, die Augen groß vor Furcht. An ihren Lippen hingen noch Krümel, sie schluckte nervös und sah ihren Gatten an. Napoleon stand auf, trat auf sie zu und unterstrich seine Worte, indem er den Zeigefinger in ihre Richtung stieß.

»Du wirst nicht noch einmal in dieser Weise sprechen, hast du mich verstanden?«

»Ja, mein Gemahl.« Ihre Stimme zitterte. »Wie du wünschst.«

»Ganz recht.« Er nickte. »Wie ich wünsche. Du wirst höflich und respektvoll gegenüber meiner Mutter und dem Rest meiner Familie sein, was immer sie zu dir sagen. Tief in meinem Innern bin ich trotz allem noch immer Korse, und meine Familie bedeutet mir mehr, als du je begreifen wirst. Verstanden?«

Josephine nickte und presste beide Hände an die Brust. Schon stiegen ihr Tränen in die Augen, und sie beobachtete ihren Mann ängstlich. Napoleon sah sie noch einen Moment lang böse an, dann seufzte er tief und nahm ihre Hände in seine.

»Es tut mir leid. Mein Temperament ist mit mir durchgegangen. Ich habe viel um die Ohren und bringe wenig Geduld für die kleinen Dinge auf, um die sich jeder Ehemann kümmern muss. Verzeih mir.« Er neigte den Kopf und küsste ihre Finger.

Josephine nickte, und ihre Brust wogte ein wenig auf und ab, als sie gegen die Tränen ankämpfte. »Es ist meine Schuld. Ich weiß, ich sollte ihr mehr Respekt erweisen, aber ... sie hasst mich. Deine ganze Familie hasst mich. Sie haben mich immer gehasst. Ich ertrage es nicht.«

»Pst.« Napoleon legte beschwichtigend seine Hand an ihre Wange. »Niemand hasst dich. Sie sind nun mal Korsen mit korsischen Moralvorstellungen.« Napoleons Gedanken schweiften kurz zu Pauline und ihrem skandalösen Benehmen ab. Ihre zahlreichen Affären waren öffentlich bekannt. Aber sie war schon immer promiskuitiv gewesen. Napoleon zuckte zusammen bei der Erinnerung, wie er sie vor neun Jahren bei seinem ersten Italienfeldzug hinter einer Trennwand in seinem Kartenraum mit einem Grenadier in flagranti erwischt hatte. Er schüttelte den Kopf. »Die meisten jedenfalls. Wie auch immer, du wirst meine Familie nicht mehr lange erdulden müssen.«

»Ach?«

Napoleon lächelte. »Wir verlassen Frankreich für zwei, vielleicht drei Monate.«

»Wir verlassen Frankreich?«, erwiderte Josephine müde. »Doch nicht ein weiterer Feldzug?«

»Nur falls England beschließt, in Italien einzumarschieren.«

»Italien!« Josephines Miene heiterte sich sofort auf bei der Erinnerung an die Zeit von Napoleons erstem Armeekommando und den beinahe königlichen Hof in Montebello, wo sie ein sorgenfreies Leben geführt hatte und von den klügsten Köpfen und lebhaftesten Persönlichkeiten Italiens umgeben gewesen war. »Wann brechen wir auf?«

»Noch in diesem Monat.« Napoleon lächelte. »Achte nur darauf, dass du keine neuen Kleider für die Reise bestellst, die du dir nicht leisten kannst.«

»Du Ekel!« Josephine versetzte ihm einen Schlag auf die Schulter, dann wurde ihr Gesichtsausdruck ernst. Sie schlang die Arme um seinen Hals, zog ihn auf den Stuhl herab und küsste ihn mitten auf den Mund. Sein Herzschlag beschleunigte, und dann waren seine Hände an den Riemen ihres Mieders.

»Es wird wie beim letzten Mal sein«, hauchte sie. »Nein, besser als bei unserem letzten Italienaufenthalt. Ich verspreche es.«

Napoleon strich mit den Lippen sanft über den Bogen ihres Halses und weiter zur weichen Rundung ihrer Brust, und mit einem Auge schielte er zu der Uhr über dem Kamin und sah, dass sie noch Zeit hatten, sich zu lieben, bevor er sich zum Abendessen mit seiner Familie ankleiden musste.

Normalerweise betrachtete Napoleon Essen als notwendiges Übel und schlang nur rasch etwas hinunter, ehe er zu seiner Arbeit zurückkehrte. Doch nicht so heute Abend. Um den Tisch saßen seine Frau, seine Brüder Joseph und Lucien, seine Schwestern Caroline und Pauline, und am anderen Ende des Tisches thronte seine Mutter Letizia. Als der Hauptgang ser-

viert worden war und die Diener sich zurückgezogen und leise die Tür hinter sich geschlossen hatten, räusperte sich Caroline.

»Ich höre, du willst Italien besuchen.«

Josephine erschrak ein wenig bei dieser Aussage und sah rasch zu ihrem Mann, der sich zwang, seine Überraschung zu verbergen. »Von wem hast du das gehört?«, fragte er.

»Von meinem Mann. Joachim hat es von seinem Stabschef.«

»Wirklich?« Napoleon zog eine Augenbraue in die Höhe. Marschall Joachim Murat war der talentierteste Kavallerieoffizier des Kaisers, aber wie die meisten seiner Art neigte er zu Großspurigkeit und Indiskretion. Wenn er die Neuigkeit von der bevorstehenden Italienreise gehört hatte, war es vermutlich bereits Tagesgespräch in der Hälfte der Pariser Salons.

Er nickte in Richtung seiner Schwester. »Nun denn, da das Geheimnis bereits gelüftet ist – ja, es stimmt. Ich beabsichtige eine Rundreise zu unseren italienischen Herrschaftsgebieten.«

»Und stimmt es auch, dass du dich zum König von Italien krönen lassen willst?«

Das konnte nur von Talleyrand gekommen sein, wie Napoleon sofort begriff. Aber warum sollte er Napoleons Pläne ausplaudern? Vielleicht, um potenziellen Attentätern einen Wink zu geben? Kaum war der Gedanke in seinem Kopf, zwang sich Napoleon, ihn zu verwerfen. Seit dem blutigen Anschlag auf sein Leben vor vier Jahren neigte er dazu, überall Gefahren zu sehen, aber er begriff, dass er kein vernünftiges Leben führen konnte, wenn er in einem permanenten Zustand der Angst lebte.

»Es stimmt, Caroline.«

Am anderen Ende des Tisches lachte Letizia humorlos.

»Noch eine Krönung? Sammelst du jetzt Kronen, mein Sohn?«

Napoleon lachte, und die anderen fielen ein, wodurch sich die Spannung, die seit Beginn des Mahls über der Tafel hing, endlich ein wenig löste.

»Ich bin bereit, Kronen zu sammeln, wenn es zweckdienlich ist, es zu tun, Mutter. Es wäre jedoch unschicklich, zu sehr solchen Erwerbungen zu frönen.«

»Besonders für jemanden, der vor nicht allzu vielen Jahren noch ein leidenschaftlicher Jakobiner war«, fügte Lucien leise an.

Napoleon wandte sich seinem jüngeren Bruder mit überdrüssiger Miene zu. Lucien war immer der radikalste seiner Geschwister gewesen, er war auf eine gefährliche Art radikal.

Lucien trank einen Schluck Wein und fuhr fort. »Weißt du noch, Bruder, wie wir das Direktorium stürzten und du Erster Konsul wurdest?«

»Ja.«

»Und erinnerst du dich, dass ich meinen Säbel zog und schwor, falls du Frankreich je verrietest und zum Tyrannen würdest, würde ich dir persönlich diese Klinge ins Herz stoßen?«

»Ich erinnere mich.«

»Jetzt bist du Kaiser und im Begriff, eine weitere Krone anzunehmen.« Er hob sein Glas zu einem ironischen Salut. »Damit ist mein Schwur zu einer ziemlichen Farce geworden, findest du nicht?«

»Das träfe zu, wenn ich zum Tyrannen geworden wäre«, erwiderte Napoleon ruhig. »Aber das Volk hat dafür gestimmt, dass ich Kaiser werde, und das macht mich zur Verkörperung seines Willens. In diesem Fall bin ich kein Tyrann, und dein Schwur ist intakt.«

»Ein Anwalt hätte mit dieser Wortwahl wohl kein Problem«, räumte Lucien ein. »Aber mein Schwur wird damit eher dem Buchstaben als dem Geist nach eingehalten.«

»Wie du meinst, Lucien. Aber die Zeiten haben sich geändert. Die Revolution war dabei, im Chaos zu versinken, bis wir dem Direktorium ein Ende bereitet haben. Seitdem herrscht Ordnung in Frankreich.«

»Richtig, aber wir haben Ordnung gegen Freiheit getauscht.«

»Das mag sein, aber glaubst du wirklich, es spielt für die große Mehrheit der Leute eine Rolle? Sie brauchen Arbeit. Sie brauchen Brot, und mehr als alles andere brauchen sie ein Gefühl von Stabilität. Und das alles beabsichtige ich ihnen zu bieten. Es hängt alles davon ab, was du mit Freiheit meinst, Lucien.« Napoleon hielt inne, während er sich in den Gedanken vertiefte. »Für dich und mich und für die Besucher der Salons ist sie ein Ideal, und wie jedes Ideal ist sie ein Luxus. Die einzige Freiheit, die für das gemeine Volk zählt, ist die Freiheit von Leid.«

Lucien runzelte die Stirn, schüttelte den Kopf und blickte auf seinen mit einem Goldrand verzierten Teller hinab. »Wenn Menschen nicht nach Idealen streben dürfen, Napoleon, was unterscheidet uns dann von gewöhnlichen Tieren?«

»Es wird immer einen Platz für Ideale geben und für die Männer, die über sie debattieren und ihre Sache vorantreiben. Aber solche Männer sind rar und müssen gepflegt und in gehobene Positionen gebracht werden.«

»Mit anderen Worten, sie müssen zu Aristokraten werden. Mir scheint, du trittst für eine Rückkehr zu den Übeln der Bourbonen-Herrschaft ein.«

Napoleon zuckte mit den Achseln. »Solange ein Mann Ta-

lent hat, halte ich ihm seine Herkunft nicht vor, selbst wenn er ein hochnäsiges Arschloch wie Talleyrand ist.«

Joseph lachte, und nach einem Blick in die entsetzten Gesichter der Frauen am Tisch fiel Napoleon mit ein.

Selbst Lucien lächelte über die Bemerkung. »Du schätzt den Mann richtig ein, Bruder.«

Sie hoben beide das Glas und tranken einen Schluck.

Letizia räusperte sich. »Es ist natürlich sehr schön, dass du talentierte Männer in dieser Weise belohnst, aber wie kannst du sicherstellen, dass sie der neuen Ordnung treu bleiben? Kannst du Männern trauen, die sich so leicht von dem Glitzerschmuck blenden lassen, den du ihnen bietest?«

»Natürlich, Mutter. Was könnte Treue mehr befördern als die Aussicht auf Belohnung für gute Dienste?«

»Familie«, antwortete sie sofort. »Es gibt kein stärkeres Treueband als Blut.«

Napoleon nickte. »Und deshalb muss ich meine Familie und meine Freunde in hohe Positionen bringen und sie mit der Zeit unter die Herrscherhäuser der europäischen Mächte platzieren, vielleicht mit ihrem eigenen Thron.«

»Das kann nicht dein Ernst sein.« Joseph lachte. »Du würdest mich zum König machen?«

»Eines Tages vielleicht, und früher, als du denkst.«

»Wie absurd!« Joseph schüttelte den Kopf. »Ich bin nicht zum König geboren, nicht mehr als Lucien hier oder Louis und Jérôme.«

»Das sehe ich anders«, erwiderte Napoleon. »Jeder meiner Brüder ist so viel wert wie zehn Zaren oder irgendein anderer Herrscher, der durch Geburtsrecht auf einem Thron sitzt. Man braucht nur nach England zu blicken, dann hat man den Beweis. König George ist geisteskrank, und sein Erbe ist ein verantwortungsloser Frauenheld und Freigeist. Gibt es nicht

hundert, tausend bessere Männer in Britannien, die in der Lage wären zu regieren? Deshalb werde ich euch alle zu Königen machen, wenn die Zeit gekommen ist.«

»Ob wir es wollen oder nicht?«, fragte Lucien.

»Ich brauche Verbündete, denen ich vertrauen kann. Wie Mutter sagt, was ist stärker als Blutbande? Bist du auf meiner Seite?«

Lucien überlegte kurz und zuckte mit den Achseln. »Du bist mein Bruder. Natürlich bin ich auf deiner Seite. Solange du kein Tyrann wirst.«

»Und du, Joseph?«

Sein älterer Bruder grinste und erhob sein Glas. »Bis zum bitteren Ende.«

»Das einzige Ende, das ich sehe, ist immerwährender Ruhm.«

»Immerwährend?« Letizia schürzte die Lippen und warf einen Blick auf Josephine. »Das wird nur eintreten, wenn du einen Nachfolger hervorbringst. Ohne einen Erben zerbricht die ganze Sache.«

»Es wird einen Erben geben«, sagte Napoleon mit Nachdruck. »Es ist nur eine Frage der Zeit.«

»Zeit ist genau das Problem«, sagte seine Mutter. »Du bist jetzt seit mehr als zehn Jahren verheiratet. Josephine, wie alt sind Sie doch gleich?«

Die Kaiserin zuckte zusammen, antwortete jedoch nicht. Letizia beugte sich in ihre Richtung und klopfte mit dem Finger auf den Tisch. »Zweiundvierzig, wenn ich mich recht erinnere. Habe ich recht?«

Josephine nickte.

»Nun, meine Liebe, verzeihen Sie mir, aber ist das nicht ein bisschen spät, um ein Kind zu gebären?«

Napoleon eilte zur Verteidigung seiner Frau. »Ältere

Frauen haben gesunde Kinder zur Welt gebracht, Mutter. Es ist immer noch Zeit.«

Josephine sah ihn über den Tisch hinweg an und sagte mit tonloser Stimme: »Ältere Frauen? Danke.«

»Du brauchst einen Erben«, ließ Letizia nicht locker.

»Und ich werde einen haben. Josephine hat zwei gesunde Kinder zur ...«

»Das ist lange her.«

»Und sie wird weitere Kinder hervorbringen.«

»Wann?«, fragte Letizia in scharfem Ton.

»Zur richtigen Zeit, Mutter.«

»Und wenn nicht?«

»Sie wird«, entgegnete Napoleon wütend, auch wenn er tief in seinem Innern wusste, wie unwahrscheinlich es war.

»Sie muss, wenn sie die Frau des Kaisers von Frankreich sein will.«

»Das reicht jetzt!« Josephine schlug mit der Hand auf den Tisch, sodass alle vor Schreck verstummten. »Niemand spricht in dieser Weise über mich. Verstanden? Niemand. Sag ihr das, Napoleon.«

Napoleon sah sie an, dann blickte er zu seiner Mutter.

Josephines Unterlippe bebte. »Ich dulde das nicht! Welches Recht hat sie, so von mir sprechen?«

»Welches Recht?« Letizia richtete ihre schmale Gestalt auf. »Das Recht einer Frau, die dreizehn Kinder in diese Welt gesetzt hat, von denen acht überlebten. Nicht nur zwei.«

Josephine sah sie mit bitterer Miene an, dann stand sie abrupt auf. »Zum Teufel mit Ihnen! Zum Teufel mit euch Korssen!«

Sie drehte sich um und marschierte zur Tür, riss sie auf und schlug sie hinter sich zu. In dem überraschten Schweigen waren ihre Schritte zu hören, die sich im Flur entfernten.

Caroline warf einen Blick in die Runde und murmelte: »Ich habe immer gesagt, dass sie nicht gut genug für Napoleon ist.«

»Still!«, fuhr Napoleon sie an. »Du weißt nicht, wovon du redest, du dumme kleine Gans. Ist dein Gedächtnis so kurzlebig? Als wir in Frankreich ankamen, waren wir Flüchtlinge, ohne Zuhause, ohne Geld, ohne Einfluss. Josephine war die Frau eines Grafen, die Vertraute der mächtigsten Politiker in der Hauptstadt, und Männer haben ihr Herz an sie verloren. Und doch hat sie *mich* zum Mann gewählt, als ich mir die Uniform kaum leisten konnte, die ich trug, und in einem heruntergekommenen Elendsviertel wohnte. Hast du eine Ahnung, was mir das bedeutet? Ich habe sie angebetet. Ich bete sie nach wie vor an«, fügte er rasch hinzu. »Bei Josephine kann ich ganz ich selbst sein. Während ich von geringeren Männern und Speichelleckern umgeben bin, finde ich nur bei Josephine Aufrichtigkeit und Verständnis. Ich schulde ihr Treue. Und Liebe. Also wage es nicht, dich zwischen uns schieben zu wollen.«

Caroline zuckte mit den Achseln. »Schön und gut, aber im Gegenzug schuldet sie dir einen Erben, Napoleon. Wo ist euer Kind?«

Napoleons Miene verdüsterte sich, doch ehe er antworten konnte, ergriff seine Mutter das Wort.

»Spielt es eine Rolle? Diese Frau ist eindeutig zu alt, um zu gebären. Es gibt nur eine Lösung für dieses Problem, und je früher du dich dem stellst, desto besser, mein Sohn.«

Napoleon schüttelte den Kopf. »Nein. Ich werde es nicht tun.«

»Nicht sofort, vielleicht. Aber ungeachtet deiner Gefühle für sie hast du eine Verpflichtung gegenüber deinem Volk. Es muss einen Thronfolger geben.« Letizia drohte ihm mit dem

Zeigefinger. »Früher oder später musst du Frankreich einen Thronerben liefern. Vor allem, wenn du wieder in den Krieg ziehst und dich in Gefahr begibst.«

»Gefahr?« Napoleon lachte. »Hast du es denn nicht gehört, Mutter? Mein Leben steht unter einem Zauber.«

»Dein Glück wird nicht ewig halten.«

»Warum nicht?«

Letizia zuckte mit den Achseln. »Das Glück keines Mannes währt ewig. Ich lebe lange genug, um es zu wissen. Und deshalb brauchst du einen Erben.«

»Dafür wird noch Zeit genug sein.« Napoleon leerte sein Glas und rückte seinen Stuhl vom Tisch zurück, womit er zu verstehen gab, dass das Mahl beendet war. »Aber zunächst wäre da noch die kleine Angelegenheit, dass England ein für alle Mal vernichtet werden muss.«

4

Arthur

London, September 1805

Für Sir Arthur Wellesley war London nach sechs Monaten Seereise von Indien ein willkommener und vertrauter Anblick. Fast neun Jahre waren vergangen, seit er seinen Fuß zuletzt in die Hauptstadt gesetzt hatte, und er konnte nicht anders, als aufzustehen und sich aus dem Fenster zu beugen, während die Kutsche einen flachen Hügel erklimmte,

von dem sich ein schöner Blick auf das Häusermeer Londons bot, auf die glitzernde Themse und einen Wald von Masten jener Schiffe, die Rohstoffe und Luxusgüter nach England brachten und die im Land gefertigten Waren in die ganze Welt transportierten.

Dank seiner eigenen Bemühungen und der seines Bruders Richard trugen nun die riesigen Gebiete in Indien, die sie erobert hatten, zu Britanniens Reichtum und Macht bei. Während Richard als Generalgouverneur gedient hatte, hatte sich Arthur seine Sporen in der Armee verdient und war vom Rang eines Obersts zu dem eines Generalmajors an der Spitze einer Armee aufgestiegen, die eine Reihe großartiger Siege errungen hatte. Schließlich waren seine Leistungen mit dem Ritterschlag belohnt worden, und er kehrte als ein Mann von Erfahrung, Wohlstand und Einfluss nach England zurück.

Mit sechsunddreißig fühlte er sich auf dem Höhepunkt seiner Leistungsfähigkeit und konnte seinem Land in dessen titanenhaftem Kampf gegen Frankreich gut dienen. Bei seiner Abreise war Frankreich eine revolutionäre Republik gewesen. Jetzt war es ein Reich, regiert von dem Tyrannen Bonaparte. Da er über viel Zeit verfügte, hatte Arthur im letzten halben Jahr jede Zeitung gelesen, die in einem der Häfen auf dem Weg an Bord gekommen war, und Napoleons Entwicklung zu immer mehr Macht und Stärke verfolgt. Es war eine verblüffende Erfolgsgeschichte, wie Arthur widerwillig einräumen musste. Der Mann war offenbar eine phänomenale Naturgewalt, da er so viele Dinge in so kurzer Zeit zuwege gebracht hatte. Es war ein Jammer, dass Bonapartes Qualitäten als General und Staatsmann von keinem Verlangen nach Frieden mit seinen Nachbarmächten gemäßigt wurden. Am Ende des gegenwärtigen Kriegs würde Bonaparte die ganze Welt beherrschen, oder Frankreich würde gedemütigt sein.

Nach Arthurs Ansicht war es Englands Pflicht, diese Niederlage Frankreichs herbeizuführen, egal wie lange es dauerte, wie viele Millionen Pfund es kostete und wie viele Menschenleben es forderte.

Bis zu den ersten kühlen Herbsttagen blieben noch einige Wochen Zeit, deshalb war der Himmel über der Stadt nur von einem feinen gelblichen Rauchsleier bedeckt. Sobald der Winter einsetzte, würde an windstillen Tagen eine Rußschicht aus Zehntausenden von Feuerstellen reglos über der Stadt hängen. Er dachte mit Freude an die frischen Winde auf seiner letzten Seereise. Das Schiff hatte erst vor zwei Tagen in Portsmouth angelegt, und er hatte das Gefühl, auf See zu sein, noch nicht verloren. Jedes Mal, wenn er aus der Kutsche stieg, schien der Boden unter seinen Füßen zu schwanken, als stünde er noch auf einem Schiffsdeck, das endlos auf und ab schaukelte. Es hatte einige Tage mit ruppigem Wetter gegeben, als sich der Indiefahrer um das Kap herunkämpfte, aber für den größten Teil der Reise hatte er ruhen und sich von den Anstrengungen des jahrelangen harten Militärdienstes in Indien erholen können.

Der Anblick der Stadt heiterte ihn auf. Er lächelte bei der Aussicht, wieder mit seiner Familie vereint zu sein, und er freute sich darauf, viele alte Freunde zu treffen. Vor allem aber wollte Arthur unbedingt sehen, wie die Dinge zwischen ihm und Kitty standen, der jungen Liebe, die er in Irland zurückgelassen hatte. Die seltene Korrespondenz zwischen ihnen in den letzten zehn Jahren waren eine schlechte Basis, um die wahre Natur ihrer Gefühle für ihn beurteilen zu können. Und was würde er von ihr halten? Zehn Jahre konnten eine beträchtliche Veränderung in Kittys Charakter bewirkt haben, von ihrem Aussehen ganz zu schweigen. Es war jedoch nicht ihr Aussehen, mit dem sie sein Herz erobert hatte, rief

er sich in Erinnerung. Es war ihre schrullige Lebhaftigkeit, die sie von all den großäugigen, gesitteten und durch und durch langweiligen Debütantinnen in den gesellschaftlichen Zirkeln von Dublin Castle unterschied. Wenn sie noch unge-
trübt war, würde ihre Persönlichkeit bewundernswert zu ihm passen. Die entscheidende Frage lautete: Wie sollte Arthur vorgehen, um ihre Hand zu gewinnen?

Er hatte es schon einmal versucht; einige Monate vor seinem Aufbruch nach Indien hatte er ihren älteren Bruder Tom um die Erlaubnis gebeten, sie heiraten zu dürfen. Nichts weiter als ein Major mit wenig Hoffnung, ein Vermögen zu machen, sowie großzügiger Aussicht auf einen frühzeitigen Tod, hatte Arthur außer Liebe nicht viel zu bieten gehabt. Ein praktisch veranlagter Mann wie Tom fand ein solches Gefühl weder anziehend noch wünschenswert. Und so hatte er Arthurs Ersuchen abgelehnt, ungeachtet der Tatsache, dass Kitty ihr Herz dem jungen Offizier bereits geschenkt hatte. In einem letzten Versuch, sich ihre Zuneigung zu bewahren, hatte Arthur einen Brief geschrieben, dass sich seine Gefühle für sie nicht geändert hatten und sein Angebot immer noch bestehen würde, wenn er mit Rang und Reichtümern aus Indien zurückkehrte und sie noch unverheiratet war.

Die Straße führte sanft abwärts, und der Blick auf London ging hinter einer Baumreihe verloren, deshalb ließ sich Arthur wieder auf seinem Platz gegenüber der beträchtlichen Masse des anderen Passagiers nieder, der nach London reiste. Der Mann trug eine dunkle Jacke mit weißem Spitzenbesatz in einem verschlungenen Muster. Sie hatten sich bei Antritt der Reise rein formell begrüßt und seither nur wenige Worte gewechselt. Mr. Thomas Jardine hatte sich als Bankier vorgestellt und offenkundig noch nie von dem jungen Generalmajor gehört, als Arthur ihm seinen Namen genannt hatte.

Mr. Jardine hatte beim letzten Halt eine Zeitung gekauft, die er nun zusammenfaltete und neben sich auf den ledernen Sitz legte.

Arthur zeigte auf die Zeitung. »Darf ich?«

»Natürlich. Bitte sehr.«

»Danke.«

Arthur griff nach der Zeitung und breitete sie auf seinem Schoß aus. Ein prominent platzierter Artikel handelte von den Kriegsvorbereitungen des britischen Seehelden Admiral Lord Nelson. Arthur wusste bereits von der bemerkenswertesten Großtat des Mannes – der vernichtenden Niederlage, die er den Franzosen in der Bucht von Abukir an der ägyptischen Küste zugefügt hatte. Aber Nelson versprach, selbst diesen Sieg mit einer der größten Flotten verblassen zu lassen, die je von der Royal Navy zusammengezogen worden war. Bereits in diesem Augenblick sammelten sich die Kriegsschiffe in Portsmouth und luden Kanonenkugeln, Pulver und Vorräte für einen großen Waffengang gegen die vereinten Seestreitkräfte von Frankreich und Spanien.

Mr. Jardine regte sich. »Genau der richtige Mann, hm?«

Arthur ließ die Zeitung sinken und blickte auf. »Sir?«

»Nelson. Britanniens aussichtsreichster Kandidat, es den Franzosen zu zeigen. Wenn er ihnen erst eine ordentliche Abreibung verpasst hat, wird das Gerede von einer Invasion aufhören.«

»Ja, vermutlich.«

»Ein verdammt Glück, dass die Navy zwischen uns und Monsieur Bonaparte steht. Andernfalls müssten wir alle Französisch parlieren und gottverdammte Frösche essen, bevor das Jahr um ist.«

»Ja, wir können alle von Glück reden, dass wir Nelson und die Marine haben.« Arthur lächelte. »Aber man sollte nicht

vergessen, welche Rolle das Heer bei der Verteidigung Britanniens spielt.«

»Natürlich.« Mr. Jardine nickte, dass seine Wangen wackelten. »Wenngleich ich zu behaupten wage, selbst Sie müssen zugeben, dass unsere, äh, tapferen Rotröcke wenig Gelegenheit hatten, sich in diesem Krieg auszuzeichnen.«

Arthurs Lächeln verflog. »Ich kann Ihnen versichern, Sir, dass die Armee ihren Beitrag genauso geleistet hat wie die Marine.«

»Nun hören Sie schon auf, ich wollte niemanden kränken. Ich weise lediglich darauf hin, dass die Hauptlast des Krieges auf die Schultern unserer Matrosen gefallen ist. Das können Sie doch nicht leugnen, Sir.«

»Kann ich nicht?« Arthur dachte an seinen ersten Feldzug in den Niederlanden. Die Hälfte seiner Männer war an Nahrungsmangel und der bitteren Kälte dieses schrecklichen Winters gestorben. Dann Indien, die langen Märsche in sengender Hitze, bevor sie gegen weitaus größere Armeen angetreten waren und sie besiegt hatten. Er fixierte sein Gegenüber und räusperte sich. »Ich bin überzeugt, dass Sie in voller Kenntnis der Tatsachen nicht zu einem solch harschen Urteil über den Beitrag der Armee kommen würden.«

Jardine schüttelte kurz den Kopf. »Es war nicht harsch gemeint. Verzeihen Sie, wenn es den Anschein hatte. Ich weise lediglich auf die Ergebnisse beider Dienste hin. Unsere Matrosen haben den Feind auf den Meeren vollkommen beherrscht, wohingegen unsere Soldaten den Franzosen nicht gewachsen sind und den letzten Stützpunkt auf dem Kontinent nicht halten konnten. Statt den Kampf direkt zum Feind zu tragen, piesacken sie ihn nur ein wenig in seinen Kolonien, weit entfernt vom Zentrum der Auseinandersetzung.«

»Es ist wohl kaum die Schuld der Soldaten, wenn unsere Regierung sie in dieser Weise einsetzt«, protestierte Arthur.

»Ganz genau, Sir. Nehmen Sie sich selbst.« Jardine zeigte auf Arthurs gebräuntes Gesicht. »Ihrer Farbe nach dürften Sie irgendwo in den Tropen oder dergleichen gedient haben?«

»Ich komme gerade aus Indien zurück.«

»Und was haben Sie dort Bedeutsames geleistet für dieses Land?«

Arthur holte tief Luft. Auf diese Frage hatte er nun wahrlich genug zu antworten, aber Jardine fuhr fort, bevor er damit beginnen konnte.

»Ich wette, Sie und Ihre Leute haben die meiste Zeit damit verbracht, die Eingeborenen von den Ländereien der Ostindien-Kompanie zu verjagen.«

»Wir haben mehr als das getan, Sir. Dank der Anstrengungen der Armee herrscht England jetzt über Gebiete, die ein Vielfaches der Größe und Einwohnerzahl der Britischen Inseln besitzen.«

»Indien ist lediglich ein Randaspekt unseres Kampfes gegen Frankreich«, tat Jardine Arthurs Aussage ab. »Davon abgesehen haben Sie gegen Wilde gekämpft, nicht gegen richtige, zivilisierte Armeen. Wie hätten Sie einen derart ungleichen Wettkampf verlieren können?«

Arthur lehnte sich mit überdrüssiger Miene zurück. Der Mann wusste erkennbar nichts über die Feldzüge, die im letzten Jahrzehnt quer über den Subkontinent geführt wurden. Er wusste nichts von dem blutigen Angriff auf Seringapatam, die befestigte Hauptstadt des Sultans von Mysore. Nichts von dem verzweifelten Marsch an der Front der riesigen Marathen-Armee vorbei, um ihre Flanke anzugreifen und sie zu besiegen. Nichts vom beherzten Vorrücken gegen die Kano-

nen und massierten Reihen des Feinds bei Argaum. Nichts von den monatelangen, aufreibenden Scharmützeln gegen die von dem blutrünstigen Dondia Wagh geführten Banditenkolonnen. Ganz offensichtlich waren die Heldentaten Arthurs und seiner Männer zu Hause in Britannien übersehen worden. Als wären sie eine vergessene Armee, die von einem vergessenen General geführt wurde. Er seufzte.

»Ich kann Ihnen versichern, die Truppen, die zu befehligen ich die Ehre hatte, haben sich Feinden gegenübergesehen, die keinen Deut weniger gefährlich als die Franzosen waren. Wenn die Zeit gekommen ist, dass unsere Soldaten Bonaparte in offener Feldschlacht entgegetreten, werden sie ihm und seinen Leuten mehr als gewachsen sein.«

»Natürlich, Sir, natürlich.« Jardine nickte beschwichtigend. »Ich bin überzeugt, dass Sie Ihr Geschäft verstehen. Aber aus der Sicht eines gut informierten Laien wie mir hat es den Anschein, als würde die Hoffnung auf einen Sieg gegen die Franzosen auf der Royal Navy ruhen.«

»Bei Gott, Sir, Sie irren sich. Sie irren sich absolut«, entfuhr es Arthur. »Wie kann die Marine Bonaparte besiegen? Selbstverständlich kann Admiral Nelson ihre Kriegsschiffe zerstören, aber er kann die Franzosen nur bis an ihre Küste verfolgen. Und von da an kann Napoleon seine Gegner zum Kampf fordern, wo immer er festen Boden unter den Füßen hat. Daraus folgt also, dass der Krieg zwischen England und Frankreich nur an Land entschieden werden kann. Zur rechten Zeit werden unsere Soldaten auf europäischem Boden kämpfen, und dort werden sie beweisen, dass sie den besten Männern Napoleons mehr als gewachsen sind. Merken Sie sich meine Worte, Sir. Sie werden den Tag erleben.«

»Das hoffe ich, Sir. Das hoffe ich aufrichtig. Aber es kommt darauf an, dass unsere Regierung bereit ist, eine Streitmacht

auf den Kontinent übersetzen zu lassen, die groß genug ist, um etwas zu bewirken.«

Arthur nickte. »Und sie angemessen zu versorgen und zu verstärken, wenn nötig. Sie haben recht, Sir. Die Regierung hat einen solchen Einsatz unserer Militärmacht bislang abgelehnt. Aber das wird sich ändern. Es gibt Männer mit Weitblick in Westminster. Männer, die sich zu einem mutigen Kurs überreden lassen.«

»Wer wird sie überreden, Sir? Die meisten unserer Generale scheinen geradezu ein Quell der Vorsicht und, wenn ich das so sagen darf, der Unentschlossenheit zu sein.«

»Dann werden Männer wie ich selbst für ein entschlossenes Handeln eintreten müssen.«

Jardine lächelte. »Verzeihen Sie, Sir, aber wie kommen Sie darauf, dass das Wort junger Offiziere in dieser Angelegenheit großes Gewicht haben wird?«

»Weil ich die Wahrheit sagen werde. Ich werde die Fakten klar und logisch präsentieren, sodass es keinen Zweifel hinsichtlich des richtigen Wegs geben kann.«

»Ah, aber Sie sprechen als Soldat. In Westminster neigt man dazu, wie ein Politiker zu sprechen und zuzuhören. Fakten und Logik sind wie Lehm für sie, weich und unbegrenzt formbar. Ich fürchte, Sie überschätzen den Einfluss, den Vernunft auf solche Leute hat.«

Arthur schwieg einen Moment, dann zuckte er mit den Achseln. »Wir werden sehen.« Er griff wieder nach der Zeitung. »Wenn Sie nun gestatten, Sir, würde ich das hier gern zu Ende lesen, ehe wir ankommen.«

Jardine nickte knapp und sah mit missbilligend geschürzten Lippen aus dem Fenster.

Die Kutsche ließ die Bäume bald hinter sich und gelangte in die ersten Dörfer, die allmählich von der sich immer weiter

ausdehnenden Hauptstadt geschluckt wurden. Die Häuschen und kleinen Läden machten einer dichteren Wohnbebauung Platz, die links und rechts an das Kopfsteinpflaster heranrückte. Gelegentlich passierte die Kutsche Arbeitshäuser und kleine Fabriken, von deren Kaminen Rauch in den Himmel quoll und die braune Dunstglocke über London verdichtete. Schließlich erreichten sie den Kutschhof in Chelsea, und nach einer kurz gehaltenen Verabschiedung von Mr. Jardine ließ Arthur seinen Reisekoffer von einem Träger zu einer der Droschken schaffen, die auf der Straße warteten. Der Rest seines Gepäcks befand sich noch im Frachtraum des Indienfahrers und würde ihm nach London nachgeschickt werden, sobald das Schiff entladen war.

»Cavendish Square, bitte«, rief Arthur dem Kutscher zu, als er einstieg und die kleine Tür zuzog.

»Jawohl, Sir.« Der Droschkenkutscher nickte und trieb sein Pferd dann mit einem Schnippen der Zügel an. Das Gefährt ratterte hinaus in den dichten Verkehr der Durchgangsstraße. Sofort fiel Arthur der krasse Gegensatz zwischen den Straßen Londons und denen auf, an die er sich in Indien gewöhnt hatte. In seiner Kindheit hatte die Familie größtenteils auf dem Land in Irland gelebt, und er war entsetzt gewesen von dem Dreck und den rauchigen, verschwitzten Gerüchen erst Dublins und dann Londons. Doch er hatte sich schnell daran gewöhnt, so wie er sich an die furchtbare Armut und den Gestank in den primitiven Elendsvierteln indischer Städte gewöhnt hatte. Nun legte er einen neuen Maßstab an London an und staunte über den offenkundigen Reichtum der Hauptstadt und die schönen Fassaden, die sie den gepflasterten Straßen präsentierte.

Als die Droschke auf den Cavendish Square bog, wanderten Arthurs Gedanken zu seiner Familie. Das Haus, das

seine Mutter gemietet hatte, lag in einer Straße, die vom Platz wegführte. Es war bescheiden nach den Maßstäben der Aristokratie, aber Anne Wellesley war nach dem Tod ihres Gatten von Schulden gedrückt worden, und das wenige, was von ihrem privaten Vermögen noch übrig war, wurde mit Darlehen ihrer Söhne aufgestockt. Arthur fragte sich, wie sie ihn nach einem Jahrzehnt Abwesenheit begrüßen würde. Sie waren in keinem guten Einvernehmen auseinandergeschieden, hauptsächlich, weil sie sich nie gut verstanden hatten. Sie hatte Arthur als den am wenigsten fähigen und faulsten ihrer Söhne betrachtet und sich immer kalt ihm gegenüber gezeigt. Nun, da er Generalmajor und der Held von Assaye war, fragte er sich, ob seine Aktien bei ihr gestiegen waren. Würde sie ihn jetzt annehmen und ebenso achten wie Richard, William und Henry?

Arthur klopfte an die Wand der Droschke und rief zum Kutscher hinauf. »Halten Sie hier!«

Die Droschke hielt, und Arthur trat vor dem Haus seiner Mutter auf die Straße hinaus und richtete sein Jackett, während er darauf wartete, dass der Kutscher seinen Reisekoffer vom Dach lud. Dann holte er tief Luft, stieg die Eingangsstufen hinauf und klopfte kräftig mit dem Messingring an die Tür. Nach einer kurzen Verzögerung hörte er Schritte im Haus, dann öffnete ein Diener.

»Ja, Sir?«

»Ich bin Arthur Wellesley. Ist meine Mutter zu Hause?«

Der Diener sah ihm prüfend ins Gesicht, ehe er nickte und zur Seite trat.

»Ja, Sir Arthur, meine Herrin ist zu Hause. Wenn Sie im vorderen Salon warten möchten, kümmere ich mich um Ihr Gepäck und unterrichte Lady Mornington von Ihrer Ankunft.«

Arthur nickte, dann bezahlte er den Droschkenkutscher und ging zum Salon, während der Diener seine Sachen ins Haus brachte. Der Boden des Salons war mit Teppich ausgelegt, und die Möbel waren hübsch und teuer. Seine Mutter hatte aus der verbesserten finanziellen Lage ihrer Söhne erkennbar das Beste gemacht. Er nahm Platz und ließ den Blick über die Wände schweifen. Über dem Kamin hingen eine Reihe kleiner Porträts seiner Brüder und seiner Schwester unter einem größeren Bild seines Vaters, aber kein Bild von Arthur.

Ehe er noch melancholischer werden konnte, ging die Tür auf, und seine Mutter betrat den Raum. Anne Wellesley war hagerer, als er sie in Erinnerung hatte. Zehn Jahre hatten die Falten in ihrem Gesicht stärker hervortreten lassen, und ihre strahlenden Augen waren ein wenig tiefer in ihre Höhlen gesunken. Sie stand da und sah ihn ihrerseits prüfend an.

»Du siehst nicht gut aus«, sagte sie ohne Einleitung. »Dein Haar ist zu kurz geschnitten, und dein Gesicht ist insgesamt zu braun und zu gerötet, als hättest du neben gewöhnlichen Tagelöhnern auf den Feldern gearbeitet.«

Arthur lächelte fein, als er sich erhob. »Ich freue mich ebenfalls, dich zu sehen, Mutter.« Er durchquerte den Raum und küsste sie auf die Wange, die sie ihm darbot. Sie zwang sich zu einem Lächeln und nahm seine Hand.

»Es ist lange her, Arthur. Zu lange vielleicht. Du hast mir nicht sehr häufig geschrieben.« Sie klang gekränkt oder gab sich zumindest Mühe, so zu klingen.

»Du hast mir ebenfalls kaum geschrieben, Mutter.«

»Ich war beschäftigt. Eine Mutter muss über ihre ganze Familie wachen. Ich hatte nicht die Zeit, jedem meiner Kinder ausführlich zu schreiben.«

Es war eine lahme Ausrede, und Arthur fühlte, wie sich sein Herz ein wenig verhärtete. Zehn Jahre schienen sehr we-

nig zwischen ihnen verändert zu haben. Sie deutete zu den beiden Sesseln vor dem Kamin. »Setz dich. Ich habe Tee für uns beide bestellt. Ich nehme an, du wirst eine Weile hier wohnen wollen, bis du wieder Fuß gefasst hast in London.«

»Ja, Mutter. Wenn es keine zu große Zumutung ist.«

»Natürlich nicht«, schoss sie zurück. »Und jetzt, da du hier bist, werde ich William und die anderen benachrichtigen. Sie werden dich sehen wollen.«

»Und ich sie.«

»Ja. Du hast sicher eine Menge Geschichten von deinen Abenteuern unter den Wilden zu berichten. Du und Richard mögt euch ja prächtig amüsiert haben in Indien, aber hier in London habt ihr ein veritables Wespennest an Kritik aufgerührt.«

»Das habe ich den Zeitungen, die ich auf der Rückreise gelesen habe, teilweise entnommen.«

»Wie es scheint, wissen nicht alle Leute eure Bemühungen im Namen der Nation zu schätzen. Die Ostindien-Kompanie tobt wegen der Kosten von Richards Kriegen auf dem Subkontinent.«

»Krieg ist ein kostspieliges Geschäft.«

»Mag sein, aber es gibt Männer im Parlament, die sagen, dass Britannien jeden Penny braucht, um den Kampf hier in Europa fortzusetzen.« Sie schürzte die Lippen. »Es hilft Richards Sache nicht, dass er sich angeblich jeden Luxus aus dem Säckel der öffentlichen Hand gegönnt hat.«

»Wenn das alles ist, was geredet wird, mache ich mir keine allzu großen Sorgen.« Arthur zuckte mit den Achseln. »Manche Leute sind neidisch, andere sind böartig, und der Rest ist einfach nur schlecht informiert. Ich werde Richards Sache vertreten, bis er zurückkehrt.«

»Womit du unbedingt mehr Erfolg haben solltest, als es

William bisher beschieden war. Zuweilen konnte man den Eindruck haben, das Parlament sei ein Rudel Bluthunde, die nach dem Blut unserer Familie lechzen. Apropos, heute Morgen ist eine Nachricht für dich aus dem Kolonialministerium in der Downing Street eingetroffen. Du wirst gebeten, in Lord Castlereaghs Büro vorstellig zu werden, sobald du es einrichten kannst. Es scheint, als sei dir die Nachricht von deiner Ankunft schon vorausgeleitet.«

»Das ging bei Gott schnell. Die Nachricht muss sofort nach meiner Landung geschickt worden sein.«

»Dann verschwenden die da oben keine Zeit, dich zur Rechenschaft zu ziehen.« Sie beugte sich vor. »Sei vorsichtig, Arthur. Du bist ein Soldat unter Politikern. Das ist nicht deine Liga. Tu nichts, was das Vermögen der Familie gefährden könnte.«

Arthur sah sie einen Moment lang an, und sein Herz war voller Bitterkeit wegen ihrer offenkundigen Verkennung seiner Qualitäten. Er schluckte und antwortete mit heiserer Stimme: »Ich werde den Namen Wellesley nicht in Misskredit bringen, Mutter. Das habe ich nie getan und werde ich nie tun. Und ich bete darum, dass wir beide noch den Tag erleben, an dem du mich mit Stolz betrachtest.«

Anne Wellesley lächelte matt. »Ich hoffe es. Und jetzt solltest du besser gehen. Verpfusch es nicht.«

5

In der Downing Street begab sich Arthur direkt auf den Weg zum Büro des Kriegs- und Kolonialministers Lord Castlereagh. Arthur stellte überrascht fest, dass sein Herz schnell schlug und ihm bange war vor der anstehenden Befragung, deretwegen man ihn mutmaßlich gerufen hatte. Es war merkwürdig, dachte er, dass er Kugeln und Patronen auf dem Schlachtfeld mit weniger Beklommenheit entgegengesehen hatte. Oder war er dort derart auf seine Pflichten als Befehlshaber konzentriert gewesen, dass keine Zeit für Furcht geblieben war? Wie auch immer, Arthur beherrschte seit geraumer Zeit die Kunst, seine Gefühle zu verbergen, und genau das tat er jetzt, als er sich dem Sekretär näherte, der an dem großen Empfangstisch in der Eingangshalle des Kolonialministeriums saß.

»Kann ich Ihnen helfen, Sir?«, fragte der Sekretär und stand auf.

»In der Tat. Ich wurde gebeten, bei Lord Castlereagh vorstellig zu werden.«

»Ihr Name, Sir?«

»Generalmajor Sir Arthur Wellesley.«

»Ah, ja, Sie werden erwartet. Bitte folgen Sie mir.« Der Sekretär führte ihn die Treppe hinauf und dann durch einen schmalen Flur, in dem ihnen mehrere andere Beamte begegneten, die in Eile zu sein schienen. Schließlich blieb er vor einer offenen Tür stehen. »Wenn Sie so freundlich wären, hier drin zu warten, bis Seine Lordschaft Sie empfangen kann.«

Arthur nickte und betrat den Vorraum. Er war von bescheidener Größe, mit einer Reihe von Sesseln und Tischen entlang den Wänden. Ein großes Fenster ging auf die Downing Street hinaus. Es gab nur eine weitere wartende Person, ein schlanker Marineoffizier, etwas kleiner als Arthur, der halb abgewandt saß und einen Artikel in der Zeitung las, die auf dem Tisch vor ihm ausgebreitet war. Nach den schweren goldenen Epauletten und den Bändern und Sternen auf seiner linken Brust zu urteilen, musste es ein hochrangiger Offizier sein. Er blickte nicht auf, als Arthur eintrat und sich ein Stück entfernt setzte. Erst als er zu Ende gelesen hatte, sah er auf, um den Neuankömmling zu mustern. Sein linkes Auge war strahlend blau, und seine Züge waren fein und wie gemeißelt, was ihn wesentlich jünger aussehen ließ, als es das graue Haar nahelegte. Sein rechtes Auge war im Gegensatz dazu stumpf und blickte ins Leere, und Arthur verstand, dass es keine Sehkraft besaß. Dann bemerkte er, dass der rechte Ärmel leer und an den Uniformrock geheftet war, und er begriff überrascht, wer der Mann sein musste.

»Lord Nelson, es ist eine Freude, Sie kennenzulernen, Sir.«

»Davon bin ich überzeugt.« Nelson lächelte ihn freundlich an. »Und dürfte ich fragen, wer Sie sind, Sir?«

»Arthur Wellesley, Sir. Generalmajor Sir Arthur Wellesley.« Arthur konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen, als er den Raum durchquerte und reflexartig die Hand zum Gruß ausstreckte. Dann zog er sie verlegen wieder zurück, als Nelson vielsagend auf seinen leeren Ärmel blickte und kicherte.

»Es tut mir leid, Sir Arthur, Sie werden meine Unhöflichkeit verzeihen müssen, aber mir fehlen die nötigen Mittel, Ihnen die Hand zu schütteln. Ach, aber ich sehe, ich habe Ihnen Unbehagen bereitet. Das tut mir leid. Setzen Sie sich doch, damit wir uns unterhalten können.« Er wies mit seiner ver-

bliebenen Hand auf den Sessel gegenüber, und Arthur nahm dankbar Platz.

»Und weshalb sind Sie hier, Wellesley? Besuchen Sie Castlereagh?«

»Ja, Mylord.«

Nelson zeigte auf sein Gesicht. »Sie haben anscheinend einige Zeit in der Sonne verbracht. Jamaika?«

»Indien. Ich bin vor einigen Tagen zurückgekommen.«

»Indien.« Nelson nickte. »Liegt ein wenig abseits meiner Wege. Kann nicht behaupten, dass ich viel über die Angelegenheiten in diesem Teil der Welt wüsste. Aber ich bin überzeugt, Sie haben sich dort tüchtig geschlagen, Wellesley.« Er runzelte die Stirn und nickte dann für sich. »Ah, jetzt habe ich es. Wellesley! Richard Wellesley ist oder war der Generalgouverneur. Sie müssen mit ihm verwandt sein.«

»Er ist mein Bruder.«

»Dann haben Sie ihn in irgendeiner Funktion unterstützt? In seinem Stab?«

»Nein, Mylord. Mein Bruder Henry war sein Privatsekretär. Ich habe bei der Armee gedient. Im Feld.«

»Eine Familiengeschichte also. Es war sicher sehr hilfreich für Ihren Bruder, zwei Geschwister um sich zu haben, die seine Anweisungen ausführten.«

Arthur krümmte sich innerlich bei der impliziten Schmälerung seiner Leistungen. »Der Gouverneur hat die Politik bestimmt. Ich war für unsere Truppen verantwortlich.«

»Ganz recht.« Nelson nickte. »Und ich bin sicher, Sie haben ihm gut gedient, Sir Arthur.«

»Das habe ich«, erwiderte Arthur kurz und bündig. »Und mit einigem Erfolg.«

»Gut. Das ist gut.« Nelson betrachtete ihn einen Moment und klopfte dann auf die Zeitung, in der er gelesen hatte.

»Aufregende Zeiten, Wellesley. Die französische Flotte liegt vor Cadiz, unsere Schiffe sammeln sich für das große Unternehmen, und ganz England fragt sich, wie mein Plan aussieht. Sie sicherlich auch.«

Arthur war ein wenig überrascht, wie offen sein Gegenüber seine eigene Bedeutung zur Schau stellte, aber es war nicht zu leugnen, dass er nur zu gern erfahren hätte, wie Nelson die Franzosen zu besiegen gedachte. Er nickte.

Nelsons gesundes Auge funkelte vergnügt, als er sich zurücklehnte und begann. »Wie mir seit jeher klar war, besteht das Kunststück darin, den Feind zu verwirren, indem man anders vorgeht, als von ihm erwartet. Es ist nämlich so, dass die Franzosen an der alten Kampfweise festhalten und davon ausgehen, unsere Linie und die ihre werden parallel zueinander auf und ab segeln und aufeinander feuern, bis der Wille einer Seite gebrochen ist. Ich muss zugeben, dass sich unsere Admiräle bis zur Schlacht von St. Vincent desselben Mangels an Initiative schuldig gemacht haben. Damals bin ich aus unserer Reihe ausgeschert und habe die des Feinds gekreuzt. Dadurch konnte ihn unsere Flotte einzeln schlagen. Dasselbe habe ich am Nil getan. Das ist der Trick dabei – ihre Linie durchbrechen und eine Abteilung nach der anderen vernichten. Wir werden also dasselbe tun, wenn wir Admiral Villeneuve begegnen, und solange sie auf die althergebrachte Weise angreifen, werden wir sie mit Sicherheit besiegen.«

»Höchst interessant.« Arthur nickte. »Aber wenn Sie sich ihrer Linie in Kolonne nähern, können sie doch fraglos mehr Kanonen gegen Sie einsetzen, als Sie für eine Reaktion zur Verfügung haben. Zumindest bis Sie die feindliche Linie erreicht haben.«

»Zugegeben«, sagte Nelson. »Aber wie es um die Kunst der französischen Kanoniere steht und dank des Muts und der

guten Ausbildung unserer Leute werden wir die Oberhand behalten. Davon bin ich überzeugt. So überzeugt, dass ich meine Flotte vom vordersten Schiff unserer Kolonne aus befehligen werde. Wo ich führe, werden mir meine Männer immer folgen, Sir Arthur«, fügte er an, und sein gesundes Auge funkelte vor Stolz. »Sie sind mir treu ergeben.«

Arthur war bei diesen Worten unbehaglich zumute. »Was mich selbst angeht, so ziehe ich es vor, wenn meine Männer gut ausgebildet und selbstbewusst sind statt ergeben.«

»Das mag sein, Sir Arthur. Aber wenn Sie so lange Männer geführt und große Siege errungen haben wie ich, dann ist die Hingabe Ihrer Untergebenen so unvermeidlich wie nützlich. Ich bin mir sicher, Sie werden das selbst zu gegebener Zeit entdecken, wenn Sie erst einmal mehr Erfahrung besitzen.«

Arthur betrachtete den Admiral kühl. »Ich verfüge bereits über ein gewisses Maß an Erfahrung, Sir, und habe meine eigenen Siege errungen. Außerdem denke ich, dass ich einigermassen verstehe, wie meine Leute denken.«

»Ach so.« Nelson sah den jüngeren Offizier leicht überrascht an. »Ich bin überzeugt, dass Sie in der Tat ein äußerst fähiger Offizier sind. Bitte entschuldigen Sie mich einen Augenblick.«

Er stand abrupt auf und verließ den Raum. Arthur blieb schweigend und angespannt zurück, griff nach der Zeitung und zwang sich, einige der kleinen Artikel rund um die Heiligengeschichte zu lesen, die Nelsons Dünkel genährt hatte. Er konnte den Admiral auf dem Flur im Gespräch hören, aber die Stimmen waren leise, und das Geräusch der Schritte von vorbeieilenden Angestellten machte es ihm unmöglich, etwas zu verstehen. Nach kurzer Zeit kam der Admiral zurück und nahm gegenüber von Arthur Platz. Er schwieg einen Moment, ehe er sich vorbeugte.

»Ich weiß jetzt wieder, warum mir Ihr Name vorhin bekannt vorkam.«

Arthur blickte auf und runzelte fragend die Stirn. »Tatsächlich?«

»Ja. Sie sind der Held von Assaye und der Sieger von Argaum, nicht wahr?«

»Held?« Arthur lächelte. »Dessen bin ich mir nicht so sicher, Mylord. Aber ich hatte das Privileg, die Männer zu befehligen, die diese Siege errungen haben.«

»Und es waren großartige Siege!« Nelson beugte sich mit eifriger Miene vor. »Ich habe vor einiger Zeit davon gelesen. Es fiel mir schwer, solche einzigartigen Leistungen mit einem Mann Ihres Alters in Einklang zu bringen. Bei meiner Seele, es muss beängstigend gewesen sein, gegen eine solche Übermacht anzutreten, wie Sie es in Assaye getan haben, Sir Arthur.« Er nickte bewundernd. »Mir scheint, wir haben etwas gemeinsam. Das Verlangen, den Feind ohne Verzögerung zum Kampf zu stellen.«

»Es schien mir der meistversprechende Weg zu sein, Mylord. Wenn man den Feind nicht angreift, wo man ihn findet, geht die Initiative schnell verloren.«

»Ganz recht! Aber diese Philosophie wird leider von viel zu wenigen unserer militärischen Führer geteilt, von unseren Politikern ganz zu schweigen. Sie scheinen der Vorstellung anzuhängen, dass man die französische Kampfkraft stückweise verringern und abnutzen kann. Sie verstehen die Natur des Feindes nicht. Kaiser Napoleon ist eine neue Art von Führer. Er hat keinen Begriff von dem Gleichgewicht der Macht, das früher für Ordnung auf dem Kontinent gesorgt hat. Er sieht sich nicht als Mitglied im Rat europäischer Herrscher, wie es einmal war. Napoleon erkennt niemanden als ebenbürtig an. Sein einziges Ziel auf dieser Welt ist es, Ruhm

zu ernten und alle anderen zu beherrschen. Er wird nicht ruhen, ehe er seinen Willen nicht unbegrenzt durchsetzen kann. Deshalb dürfen *wir* nicht ruhen, bis er vollständig besiegt ist. Das muss unser Credo sein, Sir Arthur, und ich kann mir vorstellen, dass Sie diese Einstellung teilen.«

»Das tue ich, Mylord.«

Arthur begann, Gefallen an dem Admiral zu finden, trotz des anmaßenden Selbstwertgefühls, das den ersten Eindruck von dem Mann ruiniert hatte. Nelson hatte eindeutig erkannt, was in diesem Krieg gegen Frankreich auf dem Spiel stand und dass er bis zum Ende ausgefochten werden musste, welche Opfer auch immer damit einhergehen mochten.

»Das Problem ist, dass sich zu wenige unserer Landsleute der Gefahr bewusst sind«, fuhr Arthur fort. »Möglicherweise ändert sich das, wenn Pitt wieder an der Macht ist.«

Die Begeisterung wich aus Nelsons Miene. »Ja, wir können Gott für Pitt danken. Aber haben Sie den Mann in letzter Zeit gesehen? Er sieht alt und abgezehrt aus. Ich fürchte, die Bürde, unser Volk durch diese Auseinandersetzung zu steuern, hat ihn zerbrochen. Ich bezweifle, dass er den Sieg noch erleben wird, zu dem er so viel beigetragen hat.«

»Sie sind überzeugt, dass wir gewinnen?«

»Wie könnten wir zu Land und zu Wasser verlieren, solange Männer wie Sie und ich unsere Truppen kommandieren?« Er lachte plötzlich. »Wenn Sie den armseligen Reim verzeihen wollen.«

Arthur lächelte, und einen Moment später betrat ein Sekretär den Raum und verneigte sich kurz. »Mylord?«

»Ja.« Nelson wurde sofort wieder ernst. »Was gibt es?«

»Lord Castlereagh empfängt Sie jetzt.«

»Danke.« Lord Nelson stand auf, und Arthur erhob sich ebenfalls und streckte ihm nach kurzem Zögern die linke

Hand entgegen. Der Admiral nahm sie mit festem Griff und lächelte. »Es war eine große Freude, Sie kennenzulernen, Sir Arthur. Ich bin sicher, wir werden einander in weniger drängenden Zeiten wiedersehen. Ich werde mich gewiss nach Ihnen erkundigen, wenn ich von meinem Sieg über Monsieur Villeneuve zurückkehre.«

»Ich freue mich darauf, Mylord.«

Nelson nickte, er hielt immer noch Arthurs Hand fest. »Gott sei mit Ihnen, Wellesley. England braucht Männer wie Sie, dringender denn je.«

»Danke, Sir.«

Nelson drückte seine Hand ein letztes Mal, dann ließ er los und wandte sich zum Gehen. Als er fort war, setzte sich Arthur wieder und sah aus dem Fenster. Die Scheibe war seit einer Weile nicht geputzt worden, und der Ruß von den Feuerstellen der Stadt hatte es von außen verschmiert und getrübt, sodass der Himmel schmutzig und düster aussah. Doch Arthur war warm ums Herz vor Stolz, weil ein großer Mann wie Lord Nelson seine Fähigkeiten erkannt hatte. Gerade bei Nelson, der offenbar einen ausgeprägten Sinn für seine eigene Bedeutung besaß, war es in der Tat ein hohes Lob, dass er die Leistungen eines anderen Mannes anerkannte. Arthur lächelte bei dem Gedanken. Wenigstens war sich Nelson seiner Pflicht bewusst und wusste, was er zu tun hatte. Arthur griff wieder nach der Zeitung, blätterte darin und überflog einige Artikel. Es gab wenig von Interesse, abgesehen von einem kleinen Meinungsartikel, in dem vorgeblich für die Anteilseigner der Ostindien-Kompanie Partei ergriffen und verlangt wurde, dass man Richard Wellesley für sein Handeln in Indien zur Rechenschaft zog.

Er warf die Zeitung angewidert beiseite und sah wieder zum Fenster, während er darauf wartete, zu seiner Unter-

redung mit Lord Castlereagh gerufen zu werden. Rund eine halbe Stunde nachdem Nelson ihm vorausgegangen war, kam der Sekretär schließlich wieder und führte ihn eine weitere Treppe hinauf zu den Büros der Minister. Castlereagh belegte ein großes Zimmer mit zwei Fenstern, die auf die Downing Street hinausgingen. Gegenüber den Fenstern hing eine große Karte der bekannten Welt an der Wand. An Orten, die für die Politiker in London von Interesse waren, steckten Zettel in der Karte. Der Kriegs- und Kolonialminister sah Arthur kurz an, dann bedeutete er ihm, in dem Sessel vor seinem Schreibtisch Platz zu nehmen.

»Willkommen zu Hause in England, Sir Arthur.«

»Danke, Mylord.«

»Man kann Ihnen zu Ihren Leistungen in Indien gratulieren. Selbst einige der erbittertsten politischen Gegner Ihrer Familie räumen widerwillig ein, welch brillante Siege Sie gegen die feindlich gesinnten Einheimischen-Streitkräfte errungen haben.«

»Es ist schön, das zu hören. Ich bin mir sicher, wer die Ereignisse in Indien verfolgt hat, wird verstehen, dass das Verdienst an diesen Erfolgen meinem Bruder ebenso sehr zukommen sollte wie mir selbst.«

»Leider nein.« Castlereagh legte die Hände zusammen. »Sie wissen sicher, dass die Direktoren der Ostindien-Kompanie wütend sind, weil er sich ihre Mittel angeeignet hat, um unsere Interessen über den ganzen Subkontinent auszudehnen.«

»Ich verstehe«, erwiderte Arthur ruhig. »Darf ich fragen, wo Sie in dieser Angelegenheit stehen?«

Castlereagh deutete auf eine dicke Mappe mit Berichten auf seinem Schreibtisch. »Ich habe das Material über die Amtszeit Ihres Bruders durchgelesen, und ich verstehe, um ehr-

lich zu sein, wieso manche vielleicht behaupten würden, seine Vorgehensweise sei nicht gerechtfertigt gewesen. Nehmen Sie zum Beispiel den Krieg gegen die Marathen. Die Kosten dieses Unternehmens scheinen jeden vorstellbaren Nutzen für die Gesellschaft und für England bei Weitem zu übersteigen. Man könnte fast den Verdacht hegen, der wahre Grund für den Kampf gegen die Marathen könnte mehr oder weniger lediglich das Streben nach persönlichem Ruhm gewesen sein. Es muss verlockend für jeden Generalgouverneur sein, seine Spuren auf einer so breiten und makellos leeren Leinwand wie den indischen Gebieten zu hinterlassen. Wer kann es ihm verübeln?« Castlereagh hielt inne, und als er fortfuhr, war sein Tonfall kalt wie Stahl. »Nichtsdestoweniger sind die finanziellen und personellen Ressourcen der Ostindien-Gesellschaft nicht das Spielzeug ehrgeiziger Männer. Ihr Bruder wird nach seiner Rückkehr zur Rechenschaft gezogen werden, und wenn es ihm nicht gelingt, sich zur Zufriedenheit des Parlaments zu erklären, wird er ruiniert sein ... vollständig ruiniert. Nun bin ich kein rachsüchtiger Mensch, Sir Arthur, und ich sehe keinen Grund, warum die Schande Ihres Bruders Auswirkungen auf Sie oder den Rest Ihrer Familie haben sollte. Vor allen Dingen, wenn Sie bei den Ermittlungen gegen das Vorgehen Ihres Bruders kooperieren sollten.«

Arthur räusperte sich und sah dem Kriegsminister in die Augen. »Dies ist Englands dunkelste Stunde, Mylord. Wir kämpfen gegen einen Tyrannen und seine Horden um unser Überleben. Wir sind nicht einfach ein weiterer Feind Bonapartes. Wir sind Europas letzte Hoffnung. Wenn wir besiegt werden, werden alle Nationen, die sich den Franzosen widersetzen, den Mut verlieren.« Er beugte sich vor. »Deshalb müssen wir alles tun, um Englands Macht rund um die Welt zu stärken. Wenn Richard den Stier nicht bei den Hör-

nern gepackt und unseren Zugriff auf Indien verstärkt hätte, wären wir gezwungen gewesen, um jeden Meter Boden mit den Franzosen und ihren Verbündeten zu streiten. Es ist meine Überzeugung ... meine absolute Überzeugung, dass Richards Vorgehen gerechtfertigt war, und es ist nichts weniger als ein Skandal, dass ihn seine politischen Gegner ruinieren wollen. Falls Bonaparte je England besiegt, wird es den fehlgeleiteten Bemühungen neidischer Engländer ebenso zu verdanken sein wie seinen Armeen.«

Er lehnte sich mit trotzigem Gesichtsausdruck zurück. Lord Castlereaghs Mund war ein schmaler Strich, als er ihn musterte. Eine Weile sprach keiner der Männer, dann stand Castlereagh auf. »Für den Moment ist alles gesagt, was zu sagen war, Wellesley. Ich hoffe aufrichtig, dass Sie Ihre Entscheidung, zu Ihrem Bruder zu halten, nicht irgendwann bereuen werden.«

Arthur lächelte. »Je länger dieser Krieg dauert, desto weniger wahrscheinlich ist es, dass ich lange genug lebe, um irgendeine Entscheidung zu bereuen, Mylord. Eine Aussicht, der sich wohl nur wenige Politiker gegenübersehen. Ich wünsche einen guten Tag.«

6

Napoleon

Boulogne, August 1805

Das Lager der Armee, die in England einfallen sollte, erstreckte sich meilenweit in alle Richtungen. Vom Turm der Signalstation konnte Napoleon Reihen um Reihen aus Hütten und Unterständen erkennen, die seine Männer errichtet hatten. Dazwischen lagen Bereiche, die als Exerziergelände frei gehalten wurden, Geschützparcs, Nachschubdepots und Phalangen von Pferden. Mehr als hunderttausend Mann standen bereit, um an Bord der Landungsboote in Häfen entlang der Küste zu gehen.

Unterhalb der Signalstation war der Hafen voller schwerfälliger Transportboote mit flachem Rumpf. Dem leitenden Marineoffizier im Hafen zufolge waren die Gefährte schwer zu steuern und den Elementen zu stark ausgesetzt. Seine Meinung kümmerte Napoleon nicht besonders. Alles, was von den Booten verlangt wurde, war, dass sie in der Lage waren, den Kanal zu überqueren. Doch bevor die Franzosen übersetzen konnten, blieb noch die kleine Aufgabe zu erledigen, die britische Flotte aus dem Ärmelkanal zu vertreiben.

Der Wind heulte plötzlich um den Turm der Signalstation und drohte, Napoleon den Hut vom Kopf zu reißen. Seine Hand flog nach oben, um ihn festzuhalten, bis die Bö vorbei war. Er wartete noch einen Moment, um sich sicher zu

sein, dann setzte er sein Fernrohr an und ließ es auf der Brüstung des Turms ruhen. Langsam schwenkte er über die weißen Schaumkronen auf dem Meer draußen, bis er gefunden hatte, wonach er suchte.

Eine britische Fregatte kreuzte träge entlang der Küste, nur unter Toppsegel in der kräftigen Brise. Eine Handvoll winziger Gestalten kletterte in der Takelage umher, um Anpassungen an der Stellung des Segeltuchs vorzunehmen, das aus den höchsten Spieren erblühte. Napoleon beobachtete, wie das Kriegsschiff elegant von der Küste fortlavierte. Dasselbe Schiff patrouillierte seit Monaten vor der Hafenzufahrt, in der immer gleichen Weise, die nur minimal aufgrund der Witterungsbedingungen variierte. Napoleon richtete das Fernrohr auf den Horizont und fand nach kurzer Suche die ordentlich ausgerichtete Reihe weißer Toppsegel des restlichen Blockadegeschwaders. Wenigstens zehn Kriegsschiffe hielten Wacht über den französischen Hafen, mächtige, hoch aufragende Eichenwände mit zwei oder drei Reihen Geschützpforten. Zusammengenommen verfügten diese Schiffe über doppelt so viele Kanonen wie die Armee, die Napoleon umgab, und schwerere dazu. Sollte die französische Invasionsflotte versuchen, den Ärmelkanal trotz der Anwesenheit der britischen Marine zu überqueren, würde sie in Stücke geschossen, bevor sie auch nur in die entfernte Nähe der englischen Küste gelangte.

Doch dieser Stand der Dinge würde sich bald ändern, dachte Napoleon zufrieden, als er sich aufrichtete und sein Teleskop zuschnappen ließ. Seit Monaten eilten die verstreuten Geschwader der französischen Kriegsflotte aus ihren Häfen über den Atlantik zu einem geheimen Treffpunkt vor Martinique. Wenn alles nach Plan verlief, würde Admiral Ville-neuve warten, bis er vierzig Schiffe unter seinem Kommando

hatte. Dann würde er über den Atlantik zurücksegeln, mit überwältigender Stärke über die britische Kanalflotte herfallen und sie vernichten. Selbst wenn es ihm nicht gelang, sie zu schlagen, würde er den Kanal lange genug frei halten, um der Invasionsflotte eine ungefährdete Überfahrt zu ermöglichen.

Napoleon wandte sich an seinen Stabschef. »Noch immer keine Nachricht, Berthier?«

»Nein, Sire. Nichts in den morgendlichen Meldungen.«

»Keine Signale aus Paris? Die Wachstation bei Quessant hat nichts übermittelt?«

»Leider nein, Sire.«

Admiral Villeneuve und seine Flotte waren überfällig. Napoleon blickte über die Zelte und Unterstände seiner Armee und schlug sich frustriert auf den Oberschenkel. Einen Monat zuvor hatte er Italien heimlich verlassen und war quer durch Frankreich gereist, um bei der Armee zu sein, wenn die französische Flotte im Ärmelkanal auftauchte. Nach seiner spektakulären Krönung in Mailand waren er und sein Hofstaat durch die großen Städte Norditaliens gereist, von einem Bürgerempfang zum nächsten, stets umringt von jubelnden Menschenmengen, die sich freuten, der eisernen Faust Österreichs entronnen zu sein. Aber die ganze Zeit dachte Napoleon über seine Pläne für eine Invasion Englands nach. Mit etwas Glück würde der Feind glauben, er sei immer noch in Italien, selbst wenn die Armee schon an Bord der Transportschiffe ging, um den schmalen Kanal unter dem Schutz von Villeneuves Flotte zu überqueren.

Doch das Glück schien ihm nicht hold zu sein. Villeneuve, dieser furchtsame Dummkopf, hatte seine Befehle bislang nicht ausgeführt. Der Admiral war bei der Schlacht am Nil dabei gewesen, als Nelsons Kriegsschiffe die französische Flotte vernichteten. Seither befand sich Villeneuve in ehr-

fürchtiger Erstarrung vor der britischen Marine. Es hatte Napoleon im vergangenen Jahr mehrmals zur Verzweiflung getrieben, dass es der Admiral nicht fertigbrachte, in See zu stechen, selbst wenn Wind und Kräfteverhältnisse auf seiner Seite waren. Nur durch die offene Drohung mit Villeneuves Entlassung hatte sich der Kaiser schließlich durchgesetzt. Napoleon presste die Lippen aufeinander. Die meisten ranghohen Marineoffiziere waren Säuberungen während der Revolution zum Opfer gefallen, und der willensschwache Ville-neuve war als einer von wenigen übrig geblieben. Andernfalls wäre er längst seines Postens enthoben worden.

»Nun denn«, wandte sich Napoleon an Berthier. »Ich kehre für den Rest des Vormittags in mein Hauptquartier zurück. Sind die Vorbereitungen für die Übung heute Nachmittag abgeschlossen?«

»Admiral Bruix versichert mir, dass alles wie geplant stattfinden wird, sofern es das Wetter zulässt.«

»Sofern es das Wetter zulässt?« Napoleon sah aufs Meer hinaus. »Der Admiral wird sich doch wohl nicht vor ein paar Wellen fürchten?«

Berthier zuckte mit den Achseln. »Er sagt, es kann sein, dass sich ein Sturm zusammenbraut, und in diesem Fall wäre es zu gefährlich, die Transportschiffe und Kanonenboote in See stechen zu lassen.«

Das gespannte Warten auf Villeneuves Ankunft hatte die Erschöpfung Napoleons nach der langen Anreise aus Mailand noch verstärkt, und er fuhr seinen Stabschef wütend an. »Die Übung wird stattfinden. Ich befehle es. Ich lasse nicht zu, dass ein bisschen Wind den Admiral zum Feigling macht. Sagen Sie ihm das!«

»Ein bisschen Wind?« Berthier sah aufs Meer hinaus, wo lange graue Brecher in Richtung Strand rollten. Er biss sich

auf die Lippe, und als er sich wieder umdrehte und die finstere Miene des Kaisers sah, schluckte er nervös. »Ja, Sire. Ich werde es ihm sofort sagen.«

Der Wind blies den restlichen Vormittag weiter kräftig, und bis Mittag fegte ein Sturm über die Küste und rüttelte an den Dachziegeln des Gasthauses, das als kaiserliches Hauptquartier diente. Napoleon saß an einem großen Tisch voller Karten, auf denen die Positionen der Invasionsarmee und die Routen eingezeichnet waren, die sie nach ihrer Landung in England einschlagen würden. Doch seine Gedanken waren nicht bei den Karten vor ihm. Er grübelte über die neuesten Nachrichten, die er aus Paris erhalten hatte.

Talleyrands Bericht sprach von den anhaltenden Kriegsvorbereitungen durch Österreich und Russland. Der Zar hatte offenbar geschworen, dem »ungeheuerlichen Regime des revolutionären Frankreichs« ein Ende zu machen. Es gab jedoch auch eine gute Nachricht. Es war Talleyrand gelungen, die preußische Neutralität zu erkaufen, indem er ihnen Hannover anbot. König Friedrich Wilhelm war mehr als zufrieden damit, ein Land hinzugewonnen zu haben, ohne einen Krieg führen zu müssen. Napoleon lächelte in sich hinein. Der Mann hatte erkennbar keine Skrupel und, was noch wichtiger war, keinen Mut. In der Tat ging die größte Bedrohung der französischen Interessen am preußischen Hof nicht vom König aus, sondern von seiner Frau Luise, die Frankreich leidenschaftlich hasste.

»Der einzig echte Mann in ganz Preußen«, murmelte Napoleon.

Berthier blickte am anderen Tische auf, wo er Napoleons Befehle in Reinschrift brachte, damit sie von seinem Stab an Sekretären verteilt werden konnten. »Sire?«

»Ach, nichts.« Napoleon vollführte eine wegwerfende Handbewegung, sah auf die Uhr an der Wand und stand abrupt auf. »Ist Admiral Bruix bereit?«

Berthier zuckte mit den Achseln. »Er hat noch nichts von sich hören lassen, Sire.«

»Dann suchen Sie ihn, und bringen Sie ihn sofort zu mir. Ich will, dass die Übung binnen einer Stunde beginnt. Ich werde keine weitere Verzögerung dulden. Sagen Sie ihm das.«

Berthier nickte, schrieb den Befehl auf und verließ den Raum, um eine Ordonanz zu suchen, die dem Admiral die Nachricht brachte. Napoleon trat ans Fenster und sah auf den Hafen hinaus. Unten am Kai standen die Männer der Division und warteten darauf, zu ihren Schiffen hinausgerudert zu werden. Er hatte Bruix befohlen, die Landung mit dreißig Booten zu demonstrieren. Wenn die Männer an Bord waren, würde die kleine Flotte an der Küste entlangsegeln, während Napoleon und sein Stab sie von einem eigens errichteten Pavillon aus beobachteten. Danach würden die Männer eine Landung an der Küste vorführen. Es würde eine nützliche Erfahrung für alle Betroffenen sein, und Napoleon freute sich schon darauf, den Ablauf zu analysieren, um zu sehen, ob er Verbesserungen vorschlagen konnte. Das würde Bruix und die übrigen Marineoffiziere in die Schranken weisen, überlegte er, und seinen Untergebenen ein weiteres Beispiel für die Allwissenheit ihres Kaisers liefern.

Plötzlich prasselte Regen gegen die Scheiben, was Napoleons Aufmerksamkeit wieder auf das Wetter lenkte. Ein breites Wolkenband hatte den letzten Fleck blauen Himmel ausgelöscht, und eine heftige Bö warf den Regen mit lautem Rattern an das Fenster. Einen Augenblick später verschwamm der Hafen in dem Wasser, das an den Scheiben herabließ.

Es klopfte an der Tür, und Napoleon drehte sich um. »Ja?«
Berthier trat ein, gefolgt von Admiral Bruix und zwei seiner hohen Offiziere. Die Männer näherten sich Napoleon und neigten respektvoll das Haupt.

»Ich nehme an, alles ist bereit für die Vorführung?«, sagte Napoleon.

Der Admiral krümmte sich sichtlich, ehe er antwortete:
»Sire, es ist zu gefährlich fortzufahren.«

»Zu gefährlich?«

Bruix deutete zu dem vom Regen gepeitschten Fenster.
»Da draußen tobt ein Sturm. Ich habe befohlen, die Übung abzusagen.«

»Sie geben hier nicht die Befehle, Admiral. Das tue ich. Und ich habe Ihnen befohlen, die Übung vorzubereiten.«

»Aber, Sire, das wäre Wahnsinn bei diesem Wetter.« Kaum hatte er das Wort gesagt, erkannte er seinen Fehler und beilte sich, ihn in einer Flut von Erklärungen zu verstecken.
»Die Boote, mit denen die Männer zu den Barken hinausgebracht werden, könnten volllaufen. Die Schiffe sind bereits überladen mit Vorräten und Ausrüstung. Sie könnten in dem Moment, in dem sie in See zu stechen versuchen, an Land geblasen werden.«

»Könnten, könnten«, fuhr ihn Napoleon an. »Wo bleibt ihr Mut, Admiral? Wo ist die Entschlossenheit, mit der Sie Ihre Befehle ausführen? Haben Sie kein Pflichtgefühl?«

Admiral Bruix' Gesicht lief beim Angriff auf seine Integrität rot an. »Ich kenne meine Pflicht, Sire. Es ist meine Pflicht, die Männer und Schiffe unter meinem Kommando zu bewahren, damit sie für die Schlacht mit dem Feind bereit sind. In diesem Sinne treffe ich die Entscheidung, die Übung zu verschieben, bis sich das Wetter gebessert hat.«

»Ich verstehe«, erwiderte Napoleon eisig. »Dann ist es

meine Entscheidung, Sie mit sofortiger Wirkung Ihres Postens zu entheben.«

»Was?« Admiral Bruix riss überrascht die Augen auf. »Das können Sie nicht tun.«

»Ich habe es bereits getan. Berthier?«

»Sire?«

»Informieren Sie sofort das Marineministerium. Und dann sorgen Sie dafür, dass Monsieur Bruix von hier verschwindet und nach Hause geschickt wird.«

»Ja, Sire.«

Napoleon ließ seinen Blick von dem glücklosen Admiral zu dem nächststehenden der übrigen Marineoffiziere wandern. »Sie. Wie heißen Sie?«

»Vizeadmiral Chalency, Sire.«

»Nun denn, Sie werden das Kommando über die Seestreitkräfte im Hafen übernehmen und den Befehl zur Fortsetzung der Übung geben.«

»Sire, ich ...« Der Vizeadmiral warf einen hilflosen Blick zu Bruix, und Napoleon schlug mit der Hand auf den Tisch, sodass alle heftig zusammenzuckten.

»Zum Teufel mit euch Marineoffizieren! Ist denn nicht ein Mann unter euch, der bereit ist, seiner Pflicht nachzukommen?«

Der dritte Offizier trat sofort vor. »Ich gebe den Befehl, Sire.«

»Sie sind?«

»Vizeadmiral Magon, Sire.«

Napoleon musterte ihn und nickte. »Nun gut. Sie werden hiermit zum Admiral befördert. Sorgen Sie dafür, dass es keine weitere Verzögerung gibt.« Sein Blick huschte zurück zu den anderen Offizieren. »Und ihr beide geht mir aus den Augen.«

Als im Hauptquartier die Nachricht eintraf, dass die Männer an Bord der Boote gegangen waren und die Übung beginnen konnte, peitschte der Regen waagrecht über die Küste, und das Meer war eine wogende Masse bleifarberer Wellen, gesäumt von weißen Schaumkronen und spritzender Gischt. Die Transportschiffe, die unter schwer gerafften Segeln fuhren, hatten Mühe, ihre Positionen zu halten, als sich die kleine Flotte bereit machte, an dem kaiserlichen Pavillon am Strand vorbeizusegeln. In Ölzeug gekleidet und ihre Hüte festhaltend, marschierten Napoleon und sein Stab durch die Kopfsteinpflasterstraßen des Hafens und von dort über einen Streifen Sand und Schindeln zum Pavillon.

»Raues Wetter, Sire«, sagte Berthier. »Ich wäre bei diesem Sturm nicht gern auf dem Meer draußen.«

»Sturm?« Napoleon lachte. »Das ist kein Sturm, Berthier. Nur eine für die Jahreszeit ungewöhnliche Schlechtwetterphase. Es wird bald vorbei sein, Sie werden sehen.«

»Das hoffe ich, Sire. Um unserer Männer willen.«

»Ein bisschen Seekrankheit hat noch niemanden umgebracht. Davon abgesehen müssen sie darauf vorbereitet sein, die Überfahrt bei jedem Wetter anzutreten, wenn unsere Flotte eintrifft, um den Ärmelkanal freizuräumen.«

Sie erreichten die Treppe zur Aussichtsplattform und kletterten hinauf. In dieser leicht erhöhten Position war der Wind sogar noch stärker, und der Kaiser und sein Stab waren gezwungen, mit zusammengekniffenen Augen in den Regen zu spähen, der vom Meer hereingedrückt wurde. Napoleon wandte sich an den neu ernannten Marinekommandeur. »Sie können beginnen, Admiral Magon.«

»Ja, Sire.« Magon nickte dem Signaloffizier zu, und einen Augenblick später wurden die Telegrafarme über dem Pavillon geschwenkt und übermittelten der Flottille einen Be-

fehl. Es gab eine kurze Verzögerung, als die Matrosen des Führungsschiffs von dem überfüllten Deck nach oben kletterten und ein Reff ausschüttelten. Langsam setzte sich das Schiff in Bewegung und kreuzte vorsichtig vor dem Pavillon, ehe es sich der Küste näherte, während sich die anderen Transporter bemühten, in der wogenden See zu folgen. Eins nach dem andern schaukelten sie in einer ungeraden Linie ruckartig durch die Wellen voran und drehten dann gut zwei Kilometer vor der Küste bei. Sofort warfen sie Anker, holten die Segel ein und drehten den Bug in den Wind.

Napoleon wandte sich an Magon. »Ist es üblich, so weit von der Küste entfernt zu ankern?«

Magon nickte rasch. »Natürlich, Sire. Bei solchen Bedingungen, wenn der Wind landeinwärts weht, wagen es die Kommandeure der Schiffe nicht, näher an eine Küste zu fahren.«

»Und was passiert jetzt?«

»Jetzt werden die Truppen entladen.«

Berthier hob sein Fernrohr und beobachtete, wie die Langboote neben den Transportern auf und ab schaukelten. Er sog die Luft scharf ein. »Ist das nicht zu gefährlich?«

Magon schluckte nervös und riskierte einen raschen Blick auf seinen Kaiser, ehe er antwortete. »Ich denke, es ist durchaus gefahrlos möglich, Monsieur. So oder so hat es der Kaiser befohlen.«

»Ganz recht«, bestätigte Napoleon gleichmütig. »Und wir werden mit dem Entladen fortfahren. Die Männer sind sehr wohl dazu in der Lage, mit diesen Witterungsbedingungen fertigzuwerden. Ist es nicht so, Admiral?«

»Ja, Sire. Meine Offiziere wissen genau, was sie tun müssen.«

»Gut. Dann wollen wir sehen, wie sie es anpacken.«

Napoleon und sein Stab richteten ihre Aufmerksamkeit auf das vorderste Schiff, wo die Matrosen ein Boot zu Wasser ließen und mit Seilen und Bootshaken an Ort und Stelle hielten, während die ersten Soldaten am Rumpf nach unten kletterten. Das Boot tat einen Satz nach oben, als drei Männer es gerade bestiegen; zwei wurden auf den Boden des Boots geschleudert, während der dritte ins Meer fiel. Man sah ihn noch einen Moment lang verzweifelt mit den Armen rudern, dann riss ihn eine Welle mit sich fort, und er verschwand aus dem Blick. Weitere Soldaten gingen an Bord des Boots, noch einmal gingen zwei verloren, und dann endlich stießen die Seeleute es vom Transportschiff fort und holten die Riemen aus ihrer Halterung. Doch als der Wind das Boot forttrieb, drehte es sich mit der Seite zu einer hereinkommenden Welle und kenterte. Den Stabsoffizieren um Napoleon stockte der Atem, er selbst aber beobachtete mit ausdrucksloser Miene, wie sich eine Handvoll Überlebender an den Rumpf des Bootes klammerte, das wie der Rücken eines Wals tief im Wasser trieb.

»Du lieber Himmel«, murmelte Berthier. »Die armen Teufel.«

»Ja«, sagte Napoleon tonlos. »Mal sehen, ob wir beim nächsten Boot mehr Glück haben.«

Glücklicherweise gelang es den Soldaten diesmal, ohne Zwischenfall aus dem Schiff in das Boot umzusteigen, das die Matrosen dann geschickt in Richtung Küste drehten, ehe sie um ihr Leben ruderten. Das dritte Boot hatte wieder weniger Glück, es lief durch einen Brecher voll, als es gerade ablegen wollte. Einige der Männer wurden mit ins Meer gerissen, der Rest geriet in Panik, als das Boot unter ihnen sank. Wer schwimmen konnte, versuchte, das Transportschiff zu erreichen, der Rest ging mit dem Boot unter.

Berthier schüttelte entsetzt den Kopf. »Sire, wir müssen dem ein Ende machen.«

»Nein. Sie haben es schlecht angestellt. Die Männer in den anderen Schiffen werden aus ihrem Beispiel lernen.«

Berthier widersprach seinem Kaiser. »Es ist nicht ihre Schuld. Das Meer ist zu wild. Zu wild für jeden.«

»Aber offenbar nicht für sie.« Napoleon deutete zu den winzigen Segeln der britischen Fregatte weit draußen auf dem Meer. »Wenn die so weit draußen mit dem Sturm zurechtkommen, dann werden unsere Männer doch wohl die kurze Entfernung bis zum Ufer bewältigen.«

»Aber, Sire ...« Verzweifelt sah Berthier die übrigen Offiziere um Unterstützung heischend an, aber alle mieden seinen Blick, weil sie es nicht wagten, sich dem Kaiser zu widersetzen. Berthier wandte sich hilflos an Napoleon. »Das ist Mord, Sire. Lassen Sie die Übung beenden, ich flehe Sie an.«

»Berthier!«, brauste Napoleon auf. »Sie vergessen sich. Wie können Sie es wagen, meine Autorität infrage zu stellen? Sie kehren auf der Stelle ins Hauptquartier zurück.«

»Aber, Sire ...«

»Auf der Stelle!« Napoleon ballte die Fäuste. »Verstanden?«

Berthier sah ihn einen Moment lang an, dann wandte er den Blick ab. »Wie Sie wünschen.«

Er machte kehrt und entfernte sich durch die Reihen der schweigenden Offiziere hinter Napoleon, während dieser aufs Meer hinaussah. Das überlebende Boot hatte es bis zur Brandungslinie geschafft, und die Matrosen berechneten ihre Ruderschläge sorgfältig, ehe sie einen Spurt einlegten, als eine große Welle das Boot an den Strand trug. Es lief mit voller Wucht auf Grund und kippte leicht zur Seite, und die verängstigten Soldaten kletterten hinaus, planschten durch die

Brandung und rannten ans Ufer. Napoleon stellte verdrossen fest, dass einige in ihrer Hast sogar ihre Musketen zurückgelassen hatten. Die nächste Welle erfasste das Heck des Boots und drehte es herum, und die letzten Männer, die noch an Bord gewesen waren, wurden unter ihm begraben und zermalmt.

Napoleon hörte, wie Magot neben ihm scharf die Luft einsog, während er das Debakel verfolgte. Dann wandte er sich den übrigen Schiffen draußen auf dem Meer zu. Viele weitere Boote waren gekentert oder gesunken, und Hunderte von Männern kämpften in der wogenden See um ihr Leben, durch die schweren Uniformen und ihre Ausrüstung nach unten gezogen. Weniger als die Hälfte der Boote erreichte die Küste, und als die Soldaten benommen aus der Brandung taumelten, versuchten die verbliebenen Offiziere und Sergeanten, sie auf dem regennassen Sand zu Kompanien zu ordnen. Eine halbe Stunde nach Beginn des Landungsversuchs standen die kümmerlichen Reste der Division zitternd am Strand, während hinter ihm noch immer Männer erschöpft aus dem Meer krochen, denen es gelungen war, an Land zu schwimmen.

Napoleon starrte schmallippig und schweigend auf das Schauspiel. Dann wandte er sich abrupt an Magon und sagte leise: »Machen Sie diesem Possenspiel sofort ein Ende. Schicken Sie die Männer in ihre Biwaks zurück und die Schiffe in den Hafen.«

»Jawohl, Sire.« Magon schluckte und zwang sich fortzufahren: »Sobald wir die Überlebenden aus dem Meer gefischt haben.«

»Was? Ach so, ja ... natürlich. Sie übernehmen hier, Admiral. Aber ich wünsche einen vollständigen Bericht über diesen Schlamassel, gleich morgen früh. Finden Sie heraus,

welche Ihrer Offiziere für das Durcheinander verantwortlich waren, und bestrafen Sie sie.«

»Ja, Sire.«

Napoleon erwiderte den Salut des Admirals nicht, sondern entfernt sich steifbeinig, den Kopf gesenkt, die Hände auf dem Rücken verschränkt. Er konnte die Angst der Offiziere spüren und war dankbar für zumindest diese kleine Gnade. Keiner würde es wagen, ihn wegen der Angelegenheit zur Rede zu stellen, und er würde Fouché dafür sorgen lassen, dass die Pariser Zeitungen keine große Sache daraus machten. Zurück in seinen Privatgemächern warf Napoleon die nasse Kleidung ab und befahl seinem Leibdiener, ein Bad einzulassen. Als er dann bis zum Kinn und mit geschlossenen Augen im dampfenden Wasser lag, faltete er die Hände vor der Brust und dachte über den Tag nach. Es stand außer Zweifel: Die Marine war beklagenswert schlecht darauf vorbereitet, die Invasionsarmee sicher über den Ärmelkanal zu bringen. Die Offiziere zauderten bei jeder Entscheidung, und die Mannschaften hatten dank der britischen Patrouillen vor der Küste kaum Gelegenheit, zu trainieren und Übungen durchzuführen.

Wut durchflutete Napoleon. Kaum dreißig Meilen von hier entfernt lag die britische Küste, nicht weiter als ein tüchtiger Tagesmarsch. Und doch hätte sie dank des scheußlichen Streifens Ozean, der das Land wie ein Wassergraben schützte, genauso dreihundert oder dreitausend Meilen entfernt sein können. Wie die Dinge lagen, bestand nur eine sehr geringe Aussicht, dass je eine Invasion Englands gelingen würde. Er akzeptierte diesen Punkt zähneknirschend und schlug unvermittelt mit der Faust gegen den Wannrand. Also gut. Auch wenn es keine Invasion gab, würde er eine Armee zurücklassen und die Häfen entlang der Küste mit Transportschiffen füllen, nur um die Furcht vor einer Invasion in den

Köpfen der Briten lebendig zu halten. Das würde zumindest dazu beitragen, sie von einem Eingreifen anderswo abzubringen. Was auch gut war, da sich Napoleons Überlegungen bereits einer drängenderen Lage im Osten zuwandten.

Der Sturm erschöpfte sich über Nacht, im rosigen Licht der Morgendämmerung war das Meer ruhig, und eine sanfte Dünung rollte auf den Strand zu. Einige ramponierte Boote hatten überlebt und waren inmitten einer Flut von Trümmern der anderen Boote und den Leichen von Soldaten und Matrosen an Land gespült worden. Kleine Gruppen von Männern zerrten die Toten aus der Brandung und legten sie in Reihen aus, damit sie gezählt und identifiziert werden konnten.

Berthier betrat Napoleons Unterkunft, als der Kaiser gerade ein eiliges Frühstück verzehrte. Napoleon blickte an einer Scheibe Schinken kauend auf und deutete zu dem Stuhl auf der anderen Seite des Tisches, dann stieß er seine Gabel in Richtung der Papiere, die Berthier in der Hand hielt.

»Der Morgenappell der für die Demonstration der Landeoperation ausgewählten Division, Sire«, erklärte Berthier. »Wie es scheint, haben wir gestern mehr als zweitausend Mann verloren. Natürlich können noch einige an Land gespült worden sein und sich später bei ihren Bataillonen melden, aber das dürften nicht allzu viele sein.«

Napoleon schluckte und spülte mit einem Schluck Wasser nach. »Das spielt jetzt keine Rolle. Ich habe Sie aus einem anderen Grund gerufen.«

»Sire?«

»Ich sage die Invasion ab. Falls Villeneuve jemals eintrifft, kann er die britische Marine trotzdem angreifen. Wer weiß, vielleicht besiegt er sie durch ein Wunder sogar. Doch wie dem auch sei, die Invasionsarmee wird auf ein Korps verkleinert. Der Rest der Armee soll sich marschbereit machen.«

»Wir marschieren?« Berthier riss überrascht die Augen auf.
»Wohin?«

»Zur Donau, Berthier. Es ist an der Zeit, die Österreicher zu stellen.«

7

Paris, September 1805

Kein sehr zufriedenstellender Stand der Dinge«, murmelte Napoleon und ließ sich ins Bad sinken. Er seufzte, als sich Josephine auf ihrem gepolsterten Hocker vorbeugte und ihm über das Haar strich. »Ich verlasse Paris für zwei Monate, und Mercurier, dieser Narr, schaut weg, wenn sich seine Beamten mit einem Vermögen aus der Staatskasse davonmachen. Und als wäre das noch nicht genug, teilt mir Fouché mit, dass Tausende der Männer, die zur Armee einberufen wurden, geflohen sind und sich auf dem Land verstecken.« Er runzelte die Stirn, ehe er fortfuhr. »Nun, sie werden bald erfahren, welchen Preis sie dafür zahlen, sich ihrem Kaiser zu widersetzen.«

»Ach?« Josephine zog die Augenbrauen hoch.

»Ich habe Fouché befohlen, die Leute aufzuspüren, die die Staatskasse bestohlen haben, und die Deserteure, die ihr Land betrügen. Sie werden angeklagt und erschossen werden, alle miteinander.« Napoleon nickte kräftig. »Und es wird nicht schade um sie sein. Solche Störungen kann ich am Vorabend eines neuen Krieges nicht gebrauchen. Ich muss Paris in einigen Tagen, spätestens einer Woche verlassen.«

»So früh?« Josephine zog eine Schnute und blickte auf Napoleon hinunter.

Er nickte. »Meine Liebe, wir hätten diesen letzten Monat gar nicht in Paris bleiben sollen. Es war nie meine Absicht.« Er gähnte. »Ich hatte gehofft, wir würden inzwischen beim Hauptquartier der Armee in Straßburg sein.«

»Straßburg ...«, wiederholte Josephine. »Eine ganz hübsche Stadt, nehme ich an, aber es ist nicht Paris. Manchmal frage ich mich, wie diese Provinzbewohner einen solchen Mangel an Anregung aushalten.«

Napoleon warf ihr einen Blick zu und lächelte amüsiert. »Du trägst manchmal deine Nase ziemlich hoch, meine Liebe. Nicht alle Menschen genießen unsere Privilegien. Und es ist nicht so, als wärst du in all diese Pracht hineingeboren worden.« Er gestikulierte rund um das reich geschmückte Schlafgemach mit seinen schweren purpurnen Vorhängen, den Zierleisten aus Blattgold und den dicken Teppichen. »Genauso wenig wie ich.«

Er betrachtete den Raum einen Moment lang nachdenklich. In Wahrheit machte er sich wenig aus all diesem luxuriösen Drum und Dran. Der Korse in ihm neigte dazu, das Praktische mehr zu schätzen als das Protzige, aber die schmuckvolle Ausstattung des kaiserlichen Haushalts war nötig, um die Legitimität des neuen Regimes zu untermauern und es auf eine Stufe mit den anderen Herrscherhäusern Europas zu stellen. Es war eine traurige Wahrheit, dachte er, dass sich Menschen so leicht durch Flitter gewinnen ließen. Aber auch eine nützliche Wahrheit. Man brauchte einen Mann nur mit den Insignien eines Königs zu umgeben, und er wurde wie einer behandelt, auch wenn er aus demselben Fleisch und Blut war wie diejenigen, die sich vor ihm verneigten. Deshalb hatte Napoleon, als er Kaiser wurde, darauf bestanden, dass

die alten Protokolle des entsorgten Bourbonenhaushalts zurate gezogen wurden, um sicherzustellen, dass der kaiserliche Hof authentisch und traditionell wirkte statt wie aus der Luft gezaubert. Tatsächlich sahen die Paläste, Diener und Prozeduren authentisch aus, und doch ließ ihn ein nagender Zweifel nicht los. Er sah Josephine wieder an.

»Denkst du, wir sind alldem gewachsen?«

Sie sah ihn fragend an. »Was meinst du, Liebling?«

»Das alles.« Er fuchtelte mit der Hand. »Und uns beide. Kaiser Napoleon und Kaiserin Josephine.«

Sie zuckte mit den Achseln. »Was spielt es für eine Rolle? Du bist der Kaiser. Nach dem Gesetz und durch den Willen des Volks. Und das ist doch wohl alles, was zählt.«

»Ich weiß nicht.« Napoleon runzelte die Stirn. »Ich glaube, ich habe mir das Recht, mich Kaiser zu nennen, so gut verdient, wie ein Mann es nur kann.«

»Und doch?«, stieß ihn Josephine an.

»Und doch habe ich manchmal das Gefühl, als würde ich nur eine Rolle ausfüllen, genau wie du und alle anderen. All die Diener, Kammerherren, Stallmeister und so weiter. Wir tragen die Kostüme und sprechen den richtigen Text, aber am Ende wird für den kundigen Zuschauer ersichtlich, dass wir nur Darsteller sind. Nimm unseren Freund Talleyrand zum Beispiel. Ich werde nie das Gefühl los, dass er mich für minderwertig hält.«

»Er hält im Vergleich zu sich selbst alle Leute für minderwertig.« Josephine lachte bitter. »Ich bin mir sicher, wenn der Mann stirbt, wird er im Himmel zuallererst den Allmächtigen tadeln, weil er volle sechs Tage zur Erschaffung der Welt gebraucht hat.«

»Wenn ein Mann wie Talleyrand in den Himmel eingeladen wird, besteht für uns alle Hoffnung.« Napoleon schwieg

einen Moment, ehe er fortfuhr. »Der Mann verachtet mich. Er hält mich für einen ungehobelten Emporkömmling. Und er ist nicht der Einzige. Ich habe gesehen, wie mich manche dieser Aristokraten ansehen.«

»Das bildest du dir nur ein, Liebster.«

»Nein. Sie dienen mir nur so lange, wie sie von mir profitieren. Sie würden ebenso unter einem Bourbonen dienen wie unter mir. Tatsächlich stelle ich mir vor, dass sie einen Bourbonen-Herrscher sogar einem Bonaparte vorziehen würden. Ich fürchte, deshalb werden wir in Europa nie Frieden erleben, solange ich Kaiser bin.«

Josephine sah ihn einen Moment lang an, dann schüttelte sie den Kopf. »Ich verstehe nicht.«

»Diese endlosen Koalitionen anderer Nationen sind entschlossen, Frankreich zu besiegen oder vielmehr mich zu besiegen. Vielleicht geht es bei alledem nur darum. Die Revolution hat die Bourbonen gestürzt und bewiesen, dass sich das Volk seinen eigenen Herrscher wählen kann, anstatt einen von Gottes Gnaden vorgesetzt zu bekommen. Und genau das können sie nicht hinnehmen. Solange ich als Widerlegung des Geburtsrechts des Adels und der Monarchen existiere, können sie nicht ruhig schlafen. Ich und das, wofür ich stehe, müssen hinweggefegt werden, damit sie auf ihren Thronen überleben können.« Er seufzte müde. »Es kann keinen Frieden geben. Das ist ein noch nie da gewesener Krieg, Josephine. Diesmal geht es nicht darum, Grenzen neu zu ziehen oder alte Kränkungen zu lindern, nicht einmal darum, die Machtverhältnisse zwischen königlichen Häusern zu verschieben. Dies ist ein Krieg zwischen zwei Idealen. Ein Krieg, der entscheidet, ob wir in einer Welt leben werden, die durch Geburtsrecht regiert wird, oder in einer Welt, die durch pure Tüchtigkeit regiert wird.«

»Wirklich?« Josephine sah ihn an und unterdrückte ein Gähnen. »Wenn du das sagst, mein Lieber.« Sie strich ihm mit einer Hand über die Brust und langsam über den Bauch weiter nach unten, und ihre Fingerspitzen ließen seine Nerven in Brand geraten. »Wenn es Krieg geben muss, dann müssen wir aus unserer gemeinsamen Zeit das Beste machen.«

Napoleons Lider fielen zu, als sich ihre Hand zärtlich um seinen Penis schloss. Als er sich regte, stöhnte er leise. Zumindest für einen Moment schob er seine Gedanken an Europa beiseite.

Am nächsten Tag traf ein Signal aus dem Hauptquartier der Armee in Straßburg in Paris ein. Der Stabsoffizier, der Napoleon dabei gestört hatte, die Entwürfe seiner Befehle zu genehmigen, stand schwer atmend da, während der Kaiser die kurze, auf einen Zettel gekritzelt Mitteilung überflog. Napoleon stand von seinem Schreibtisch auf und ging zu dem Kartentisch auf der anderen Seite des Raums. Er blätterte die Karten durch, die ausgebreitet darauf lagen, und zog eine heraus, welche Mitteleuropa von der französischen Ostgrenze bis zum Herzen des österreichischen Kaiserreichs zeigte. Napoleon rief den Stabsoffizier zu sich und klopfte auf die unregelmäßige Linie, die den Verlauf des Flusses Inn darstellte.

»Murats Kundschafter berichten, dass eine österreichische Armee den Inn überquert hat und auf München zumarschiert.« Er hielt inne und nickte für sich. »Sie wollen unsere bayrischen Verbündeten überwältigen, bevor sie sich gegen Straßburg wenden. Murat sagt, von den Russen ist bis jetzt nichts zu sehen. Es scheint, als wollten die Österreicher den Ruhm, Frankreich besiegt zu haben, einheimen, bevor ihre Verbündeten eingreifen können. Nun gut, sollen sie kommen.«

